Städtisches Realgymnasium und Realschule zu Rathenow.
Ostern 1913.

Wie kam es im Jahre 1812 zum Bruche zwischen Frankreich und Rußland?

Von

Professor Dr. Müller.

Bibliothek des Städt. Gymnasiums Düsseldorf

1913. Progr.-Nr. 155.

1913.
Hofbuchdruckerei Max Babenzien, Rathenow.

155.

9ra
5 (1913)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

UNIVERSITÄTS- UND LANDESBIBLIOTHEK
DÜSSELDORF

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wie kam es im Jahre 1812 zum Bruche zwischen Frankreich und Rußland? *)

Alle Völker der Kulturwelt, in erster Linie das deutsche, lenken gegenwärtig ihre Blicke um ein Säkulum zurück; das Jahr 1913 steht im Banne der Erinnerungen an den gewaltigen Kampf, der unseren Erdteil von Napoleon, der neuen Gottesgeißel, und seinem unerträglichen Despotismus befreite. Diese ebenso interessante wie denkwürdige Periode der Weltgeschichte wurde aber eingeleitet durch den französisch-russischen Krieg vom Jahre 1812; der Kanonendonner der auf dem Boden des Zarenreiches geschlagenen Schlachten bildet den effektvollen Introduktionsakkord zu dem Finale der großartigen, Europa Jahre lang durchbrausenden Kriegssymphonie, die wir „die napoleonische Zeit" nennen. Von dem Schwerte des großen Kaisers war die Geschichte der letzten anderthalb Dezennien geschrieben worden, und er erscheint uns heute als eine historische Notwendigkeit; denn die dekadente europäische Welt brauchte eine Kur von Blut und Eisen, um verjüngt in neuer Kraft zu erstehen. Nun aber hatte das zwar wirksame, doch nicht minder schmerzhafte Heilmittel seine Schuldigkeil getan, und die neugeborene Menschheit opponierte im Gefühl ihrer Erstarkung gegen die Fortsetzung der harten Therapie. Da war es der Untergang der kaiserlichen Heerscharen in den eisigen Steppen Rußlands, der einzig und allein es den ihrer Befreiung entgegenharrenden Völkern ermöglichte, in das entscheidende Ringen mit ihrem Bezwinger einzutreten. Als die „große Armee", diese fürchterliche Waffe in der Hand ihres kriegserprobten Führers, durch die Kälte des Winters und die Verfolgung der Kosaken in Atome aufgelöst und der Vernichtung anheimgefallen war, dehnte die Jungfrau Europa in den sich lockernden Fesseln ihre so lange geknebelten Glieder und begann, die Muskeln zu dem befreienden Kampfe zu straffen. Und wenn die Erhebung der Geknechteten, speziell der Preußen, ihren schließlichen Erfolg auch in erster Linie sich selbst verdankt — ohne den Untergang des französischen Heeres in Rußland ist sie doch nicht denkbar; nur so wurde der zu Napoleons Sturze unumgänglich notwendige Dreibund möglich, der Rußland, Österreich und Preußen, die alte Mißverständnisse und langjährige Verstimmung vergaßen, zu erfolgreichem Kampfe fest aneinander knüpfte und allein den ersehnten Umschwung zu bringen imstande war. Als Rostoptschin durch seine grausige Illumination der alten Zarenstadt an der Moskwa den Wendepunkt der Laufbahn des großen Korsen gefeiert hatte und sie aus Rußland heimkehrten, die Trümmer ehemals so stolzer Bataillone und Regimenter, Adler und Fahnen mit kaum einem Dutzend Mann im Gefolge, ein Leichenzug, der das militärische Prestige des französischen Kaiserreiches zu Grabe trug; als sie, gebrochen und verzweifelt, der Heimat zuwankten, „Reiter ohne Pferd, Ritter ohne Schwert, Büchse ohne Schuß, Fußvolk ohne Fuß, Trommler ohne Trommelstock und Kürassier im Weiberrock", da war der große Moment gekommen, wo wir unser Sehnen in die Tat umsetzen durften. Und unser Mühen war nicht vergebens: von den Früchten der Saat, die unter dem blutigen Schnee der russischen Schlachtfelder Keime getrieben hatte, sammelten im nächsten Herbst, als die Zeit der Ernte erschien, auch wir einen Teil in unsere Scheuern: Deutschland wurde frei von dem Fluche der Fremdherrschaft. Was bei Smolensk, bei Borodino und an der Beresina begonnen hatte, die jeder Schilderung spottende Kalamität der Franzosen — auf Leipzigs Fluren fand sie ihre Vollendung. So hat der sicherlich urteilsfähige Clausewitz, einer der Begleiter Yorcks beim Abschluß der Konvention von Tauroggen, ohne Zweifel recht, wenn er sagt: „Die Entscheidung lag doch in Moskau". Für uns aber, die wir die Centenarfeier des deutschen Freiheitskampfes zu begehen uns anschicken, dürfte ein Rückblick auf die Verhältnisse, die im Jahre 1812 den Bruch zwischen Frankreich und Rußland herbeiführten und unseren Vätern die längst erhoffte Gelegenheit zur Abschüttelung des französischen Joches gewährten, gerade in dieser Zeit nicht ohne Interesse sein. —

Kaum war die Kunde von den schweren Niederlagen, die die Armee des Zollernstaates bei Jena und Auerstädt davongetragen hatte, durch die Welt geeilt, als in den polnischen Provinzen des Königreichs Unruhen ausbrachen;

*) Leser, die der auf diesen Blättern behandelten Frage tiefer gehendes Interesse entgegenbringen, verweise ich auf meinen demnächst in der „Deutschen Revue" (wahrscheinlich im Aprilheft d. J.) erscheinenden Aufsatz: „Napoleons Stellung zu Rußland vom Tilsiter Frieden bis zum Erfurter Kongreß."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Preußen traf nun die Vergeltung für seine Mitwirkung bei den Teilungen Polens. Längst schon hatten polnische Krieger unter Frankreichs Fahnen gegen die verhaßten Teilungsmächte gefochten; bereits 1797 finden wir in Italien eine Legion von 8000 Mann unter Dombrowsky an der Seite der Franzosen im Kampfe gegen Österreich. Als nun Ende November 1806 Napoleon nach dem Siegeszuge durch die preußischen Lande sein Hauptquartier in Posen aufschlug und die Polen in Südpreußen zur Erhebung anstachelte, erfüllte der Gedanke, ihr altes Reich wiedererstehen zu sehen, bald die gesamte Nation mit Begeisterung, die durch den Einzug französischer Regimenter in Warschau zu lichter Glut angefacht wurde. Um den Kriegseifer der Polen zu entflammen, malte der Frankreichs Krone tragende Menschenkenner ihnen ein verlockendes Bild ihres befreiten Vaterlandes und erweckte so, zumal bei dem in mancher Beziehung den Franzosen geistesverwandten Adel, lebhafte Sympathien für seine Sache; bald scharten die Edelleute in den preußischen Teilen des Landes sich unter den Fahnen des weißen Adlers. Und nicht nur die Männer jubelten dem vermeintlichen Retter zu; die Hoffnung, der Erlösung und Wiedervereinigung ihres Volkes zu dienen, müssen wir als den nächsten Beweggrund ansehen, der auch die schöne, junge Frau Maria Walewska, deren Beziehungen zu dem Kaiser sich bald interessant genug gestalteten, Anfang 1807 in dessen Arme führte. Und doch dachte Napoleon nicht im entferntesten daran, ein Königreich Polen wiedererstehen zu lassen; die Rufe nach Neubegründung einer eigenen polnischen Nationalität konnten begreiflicherweise in der Brust eines Mannes kein Echo erwecken, dem die Errichtung eines Weltreichs als Ziel vorschwebte. Auch vermochten die slawischen Junker durch ihr liberum veto wie durch ihre Reichstage, die sie wohl zu Pferde, den Säbel in der Faust, abhielten, einem Politiker wie Napoleon schwerlich zu imponieren. Aber den Patriotismus dieser Kreise, soweit er sich in ihrer Tapferkeit kund gab, die unbestritten und ebenso eminent war wie ihre politische Unfähigkeit, dachte er seinen Zwecken dienstbar zu machen und gab das sehr unverfroren zu verstehen, als ihn während seines Berliner Aufenthalts gegen Ende 1806 eine polnische Deputation um Wiederherstellung ihres Königreiches bat. Er antwortete unter anderem: „Pour rétablir la Pologne, il faudrait du sang, puis du sang et encore du sang". Polnische Regimenter gaben auf alle Fälle eine vorzügliche Ausstattung für seine Schlachtfelder ab. Die hochgehende Begeisterung der gesamten Nation kümmerte sich aber natürlich nicht um die Landesgrenzen, und binnen kurzem sprang die Bewegung nach dem russischen Polen hinüber, auch hier von Napoleon heimlich geschürt. Das riß den Zaren aus der Apathie, mit der er den Verlauf der preußisch-französischen Kämpfe bislang beobachtet hatte; ein Königreich Polen, das der Kaiser aus seinem Grabe zu neuem Leben wachrufen zu wollen schien, schreckte ihn wie ein Gespenst und bewog ihn, in den Krieg einzugreifen. Und dies zu tun lag um so näher, als Frankreich und Rußland seit dem Feldzuge vom Jahre 1805, dessen Katastrophe die Sonne von Austerlitz beschien, formell sich noch im Kriegszustande befanden; Verhandlungen, die nach dem Preßburger Frieden angeknüpft wurden, hatten nicht zum Ziele geführt. Eine Einmischung Rußlands in die Händel, die sich der Grenze des Zarenreichs näherten, schien unter diesen Umständen begreiflich, aber sie war insofern nicht ohne Bedenken, als Alexanders Streitkräfte zum Teil an der Donau gegen die Türken im Felde standen und also an der Weichsel nicht verwendet werden konnten. Das erste Auftreten der Russen gegen französische Truppen gestaltete sich denn auch nichts weniger als glücklich. Bennigsen — er war einer der Mörder Zar Pauls I., des Vaters Alexanders, was nach moskowitischer Anschauung ihm den Zutritt zu einer Stellung als kommandierender General keineswegs verschloß — wurde am 26. Dezember 1806 bei Pultusk zurückgewiesen. Sechs Wochen später, am 7. und 8. Februar 1807, ward unter Schneestürmen, die über das Schlachtfeld fegten, bei Preußisch-Eylau gefochten, und hier geschah das Unerwartete: die äußerst blutige Schlacht war, besonders infolge des Eingreifens eines kleinen preußischen Korps unter L'Estocq und Scharnhorst, das, entschlossen vorgehend, die Ehre der bislang so unglücklich fechtenden Armee glänzend herstellte, kein französischer Sieg. Aber Bennigsen wich doch zurück. Immerhin glaubte der durch das Mißgeschick belehrte Napoleon seinem nunmehrigen Hauptgegner, dem Zaren, neue Feinde erwecken zu sollen: auf dem Dohna'schen Schlosse Finkenstein Hof haltend, knüpfte er mit der Pforte wie mit Persien Beziehungen an, um diese beiden ewig hadernden Mächte zu gemeinsamem, energischem Vorgehen gegen Rußland zu einen. Erst der Juni brachte die entscheidenden Kämpfe; am 10. wurden die Franzosen zwar bei Heilsberg geschlagen, doch am 14., seinem Glückstage von Marengo, erfocht der schlachtenkundige Kaiser über Bennigsen, dessen Führung viel zu wünschen übrig ließ, bei Friedland trotz der Tapferkeit der russischen Krieger einen entscheidenden Sieg. Aber selbst dieser große Erfolg vermochte die Sehnsucht nach Frieden in seiner Brust nicht zu ersticken, und das wird uns begreiflich erscheinen, wenn wir die Verhältnisse betrachten, unter denen er focht. Der durch die Siegesgöttin so verwöhnte Feldherr sah sich zum ersten Male in einen Krieg verwickelt, der ihm nicht nur Erfolge brachte. Es war sein erster Winterfeldzug gewesen, und der Kriegsschauplatz hatte so recht die spröde Kargheit seiner Natur, die die Verpflegung erschwerte, offenbart. Dazu verfügte er nach den aufreibenden Kämpfen — allein bei Heilsberg hatte er 12 000 Mann verloren — nur noch über eine verhältnismäßig schwache Armee, deren Stimmung in den öden polnischen Ebenen mit der Siegeszuversicht, zumal seit der Eylauer Schlacht, die den bislang ungehinderten Vormarsch vom Main bis an den Pregel aufgehalten hatte, ganz erheblich gesunken war. Man erkaufte unwirtliche Gegenden mit bedeutenden Opfern, und von Frankreich, seiner Basis, hatte den Kaiser der Verlauf des Feldzuges allmählich recht weit entfernt. So war seine militärische Lage

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

nicht allzu günstig; und doch mußte er, falls er überhaupt Krieg führen wollte, unter allen Umständen Schlachten gewinnen, um sich zu behaupten, denn sein Reich gründete sich auf sein Schwert. Nach Eylau waren in Paris die Papiere erheblich gefallen, was ihn zu dem Versuche bewogen hatte, Preußen durch einen Separatfrieden von Rußland zu trennen; freilich ohne Erfolg, ja König Friedrich Wilhelm III. verband sich am 26. April durch den Vertrag von Bartenstein nur noch enger mit dem Zaren. Aus allen diesen Gründen lag nach der Schlacht bei Friedland Napoleon an einer baldigen Beendigung des Krieges und einer Verständigung besonders mit Rußland.

Und wie sah es bei der Gegenpartei aus? Schon vor Friedland gab es in den leitenden russischen Kreisen — Preußen kam nicht mehr in Betracht —, ja sogar in der nächsten Umgebung des Zaren eine starke Partei, die auf den Frieden hinwirkte; sie erhielt nach und nach Unterstützung von seiten der Armee, die, gänzlich desorganisiert und nach der letzten großen Schlacht nur noch einer bewaffneten Horde gleichend, anfing, Politik zu treiben, und zwar im Sinne einer schleunigen Beendigung des Feldzuges. Weder die moskowitischen Generäle noch ihre Soldaten zeigten, völlig kriegsmüde, die geringste Neigung, sich fernerhin zu exponieren, und ihren Widerwillen gegen weiteren Kampf teilte selbst der Generalissimus Bennigsen. Man glaubte in arger Verblendung, nicht den eigenen, sondern fremden Interessen zu dienen und sich nur für die persönliche Freundschaft des Zaren mit dem Könige von Preußen zu schlagen. Und von gutem Willen, dessen Sache zu vertreten, fand sich keine Spur; im Gegenteil, dieser Feldzug erschien den Stockrussen wie eine schwere Last. Die Stimmung war, sozusagen, eine national-russische; man wollte nichts von einem Kriege wissen, der außerhalb des eigenen Reiches geführt wurde. Und auch anderswo huldigte man der Ansicht, Alexander hole nur für Friedrich Wilhelm die Kastanien aus dem Feuer; Anfang 1807 äußerte der österreichische Staatsmann Graf Stadion dem in Wien akkreditierten Vertreter des Zaren gegenüber: „Voulez-vous que je vous dise ce que l'on pense ici? C'est que vous faites la guerre pour la Prusse!" War es ein Wunder, wenn Alexander allen diesen Einflüssen kaum noch widerstand, um so mehr, als doch auch er nach dem Mißerfolge von Friedland jede Hoffnung auf Sieg fahren lassen mußte? Und als man ihm nun gar aus den Reihen seiner Armee heraus zu drohen wagte für den Fall, daß er nicht Frieden schlösse, als ihm aus dem Munde einiger seiner Generäle Andeutungen über das Schicksal seines Vaters kamen, wurde er stutzig. Der Marschall Soult behauptet, von einem Komplott gegen das Leben des Zaren Kenntnis gehabt und ihn gewarnt zu haben. Mit Bennigsens Schärpe war in der schauerlichen Mordnacht des 23. März 1801 Zar Paul I. erdrosselt worden — sie hielt vielleicht noch eine zweite solche Kraftprobe aus; kurz Alexander, der noch Mitte Juni geäußert hatte, er würde sich nie vor Bonaparte beugen, ja eher nach Kasan oder selbst Tobolsk zurückweichen, änderte seinen Sinn und zeigte sich plötzlich geneigt, den Wünschen seines Heeres zu entsprechen.

Erleichtert wurde ihm dieser Entschluß durch folgende Erwägungen. Einmal trug er sich mit dem Gedanken, den Schweden Finnland abzunehmen, und dazu mußte er natürlich des französischen Krieges ledig sein. Schwerer aber wog vielleicht noch sein Groll gegen England. Dieses hatte kürzlich bei einer von ihm geplanten Finanzoperation seine Beihülfe versagt und einige russische Kauffahrer, die aus französischen Häfen ausgelaufen waren, mit Beschlag belegt. Das war geschehen zur Zeit des Kabinetts Grenville, dem die Volksstimme — vielleicht nicht ganz ohne Ironie — den Namen des Ministeriums „of all the Talents" (William Hunt and Reginald L. Poole: The Political History of England) beilegte. Man schien damals in Downingstreet zu schlummern und sah Gewehr beim Fuß der Entwicklung der festländischen Dinge zu. Erst im März 1807 trat ein Wechsel ein; das tatenlose Ministerium wurde entlassen, und unter dem Herzoge von Portland finden wir den tüchtigen Canning als Minister des Auswärtigen an der Stelle, wo bis vor Jahresfrist William Pitt gestanden hatte. Und auch seines Geistes verspürte man bei dem Nachfolger einen Hauch: neue Kraft beseelte Englands Auftreten; aber für ein wirksames Eingreifen in den schwebenden kontinentalen Krieg war es zu spät. Bereits am 17. Juni hatte sich Alexander in einer Unterhaltung mit dem englischen Gesandten Lord Gower bitter über die Passivität der Briten beklagt, und wirklich langten die ihm von England versprochenen Waffen und Uniformen erst an, als der Krieg zu Ende war. Wollte der Zar nun seiner Verstimmung gegen das Inselreich durch Taten Ausdruck verleihen, so konnte das nur geschehen in Verbindung und nicht im Kampfe mit Napoleon, der in den Söhnen Albions mit Recht seine erbittertsten Feinde sah.

Gemeinsamer Haß gegen England wurde also ein Bindemittel zwischen den bisherigen Gegnern. Für Napoleon war längst die schwerwiegende Frage seines künftigen Verhältnisses zu dem Zarenreiche in den Vordergrund getreten. Seit der Niederlage seiner Flotte bei Trafalgar fühlte er sich England gegenüber ohnmächtig, wenn er es nicht auf handelspolitischem Gebiete bezwingen konnte, und dazu brauchte er, wie wir sehen werden, Rußland. Daher bewilligte der Kaiser, als Alexander nach dem Schlage von Friedland Verhandlungen wegen eines Waffenstillstandes einleitete, diesen nicht nur sehr gern, sondern wies dem als Bevollmächtigtem erschienenen Fürsten Labanof gegenüber auf die Wichtigkeit einer französisch-russischen Allianz hin; er meinte, „que l'interêt réciproque des deux Etats exigeait une alliance entre eux". Infolge davon ward am 21. Juni zwischen Rußland und Frankreich Waffenruhe vereinbart und der Abschluß eines Friedens ins Auge gefaßt, den der siegreiche, auf der Höhe des Erfolgs stehende Napoleon dem besiegten Zaren bot. Eine persönliche Zusammenkunft der beiden Monarchen sollte ihn anbahnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Geschicklichkeit französischer Soldaten hatte auf einem nahe bei Tilsit im Niemen liegenden, durch zwei dort verankerte und aneinander gekettete Fahrzeuge getragenen Floße einen sehr niedlich möblierten Pavillon hergerichtet mit zwei Gelassen, einem für die Kaiser und einem anderen, das dem beiderseitigen Gefolge zum Aufenthalte zu dienen bestimmt war. Die Nacktheit der Wände wurde durch Zweigwerk und Blumengirlanden geschmackvoll verdeckt. Hier fand um die Mittagszeit des 25. Juni die folgenreiche Zusammenkunft statt, die die nächsten Jahre so intensiv beeinflussen und geradezu eine neue politische Ära einleiten sollte. Napoleon kam mit dem Großherzog von Berg, dem Fürsten von Neufchatel, dem Marschall Bessières, dem Großmarschall des Palastes Duroc und dem Großstallmeister Caulaincourt; im Gefolge Alexanders befanden sich sein Bruder, der Großfürst Konstantin, die Generäle Bennigsen und Uwaroff, der Fürst Labanof und sein erster Adjutant, der Graf Liewen. Die auf beiden Ufern des Flusses aufgestellten russischen und französischen Soldaten grüßten durch Zurufe die Kaiser; sie grüßten zugleich, des blutigen Kampfes müde, den Frieden, den die Zusammenkunft der Monarchen der Menschheit bringen sollte. Napoleon erschien zuerst auf dem Floße, unmittelbar darauf Alexander; nachdem sie sich umarmt hatten, betraten sie zum Zwecke eines Gedankenaustausches den Pavillon.

Betrachten wir nun die beiden Herrscher, deren Stellung zu einander die Geschicke der Welt während der nächsten Zeit bestimmte, etwas genauer! Auf der einen Seite sehen wir den 38jährigen „kleinen Korporal", wie ihn seine Soldaten nannten, nachdem er einst als Hauptmann vor dem gegen die Jakobinerherrschaft aufgestandenen Toulon eine Kanone selbst gerichtet hatte, in seiner Lieblingsuniform, derjenigen der Gardejäger. Seiner derben Natur, die das Lagerleben und die Mühen des Krieges gewohnt war, aber auf angenehme, die Herzen gewinnende Verkehrsformen wenig Gewicht legte, erschien Grazie meist als etwas Überflüssiges. Doch möglichst hoch reckte hier im Pavillon, wo er gefallen wollte, der Selbstbewußte seine kleine, für das Imperatorenhaupt, das auf Schönheit berechtigten Anspruch erheben durfte, viel zu untersetzte Gestalt, um bei der inhaltsschweren Unterredung Eindruck zu machen, und bewegte sich in der Weise, wie er es bei seinem Lehrer in der Gebärdensprache, dem Schauspieler Talma, gelernt hatte. In dem gedrungenen Körper des Mannes, der jetzt so wirksam in die Speichen des Schicksalsrades zu greifen sich anschickte, lebte die Seele eines Titanen, ein Geist von enormer Spannkraft, dessen Streben dahin ging, alles seinen Zwecken dienstbar zu machen, ein Charakter, in dem die Tendenz zu herrschen tief begründet war; in drei Jahren hatte er seine Familie zu einem Ansehen erhoben, hinter dem die ältesten Fürstengeschlechter Europas weit zurückstanden. Er war der Mann, dem an Kühnheit und Schärfe des Verstandes keiner seiner Zeitgenossen gleich kam, in dessen Lexikon das Wort „unmöglich" nicht stand, den die Idee der Unmöglichkeit vielleicht eher stachelte. Festen Blickes hielt er das Ziel, das zu erreichen er bemüht war, stets im Auge und wußte mit Ausdauer sich den Weg zu ihm zu bahnen; größte Genialität vereinigte sich in diesem Auserwählten mit eiserner Energie; in ihm erkannte die Welt den Vertreter des ehernen: „Ich will!" Ein anderes Gesetz als diesen Willen gab es nicht für den Starken, in dessen Augen konsequentem Streben alles erreichbar schien. Ihm, unbestritten dem größten Feldherrn seiner Zeit, gestalteten nicht Worte, nicht Reden die politische Lage, sondern die Tat. Und wie er der Repräsentant des überlegenen Verstandes und des zielbewußten Handelns war, so besaß er auch — in dieser Stunde besonders wertvoll — eine wunderbare Kraft des Urteils; ein einziger Blick genügte ihm, die leisesten Regungen der Psyche zu erkennen und aus ihnen Vorteile zu ziehen. In der Kunst, die Menschen durch ihre Schwächen zu lenken und seinen Zwecken dienstbar zu machen, war er Meister. Ihm, dem Realpolitiker vom reinsten Wasser, dem Prototyp kühlster Berechnung, rücksichtslosester Selbstsucht wie glühendster Phantasie, dem ideale Regungen stets unverständlich blieben, war — daran erkennen wir das Erbteil, das die Revolution ihrem Sohne hinterlassen hatte, — allein der Erfolg Leitstern und Autorität. Das Maß seiner Kraft erschien ihm auch als das seines Rechts, und nur zu gut wußte er, daß die Glücksgöttin dem Kühnen auch die letzte Gunst nicht zu verweigern pflegt. Alles in allem erblicken wir in Napoleon einen Mann von dämonischer Überlegenheit, schon zu Tilsit bitter gehaßt, aber mehr noch vielleicht bewundert.

Dieser in ihrer Größe ebenso begeisternden wie abschreckenden Erscheinung gegenüber stand Alexander, der Träger der Krone eines alten, fest gegründeten Reiches, acht Jahre jünger als sein Gegenspieler, der durch eigene Kraft Emporgestiegene. Äußerlich hatte er vieles, was für ihn einnehmen konnte, vor allem eine stattliche, nur vielleicht ein wenig zu schwammige Figur, zur Feier des Tages gehüllt in die Paradeuniform des berühmten Regiments Preobraschensk. Den Kopf mit nicht unedlen, aber zu wenig plastisch herausgearbeiteten Zügen und blauen, etwas verschwommenen Augen trug er leicht vorgeneigt, wie Kurzsichtige es zu tun pflegen. Tadellose Manieren und die graziöse, geschmeidige Leichtigkeit des Verkehrs, die Prinzen von Geblüt eigen zu sein pflegen, verliehen seinem Auftreten etwas höchst Gewinnendes. Aber dem angenehmen Exterieur entsprach nicht ganz der Wert des Charakters. In einer Beziehung freilich bildet dieser einen wohltuenden Gegensatz zu demjenigen des stets nüchtern erwägenden Napoleon: Ritterlichkeit und Großmut waren ihm keineswegs fremd, hochstrebende, kühne Ideen konnten ihn zu schöner Aufwallung hinreißen, und ab und an schwärmte er, die Wege seines Erziehers la Harpe wandelnd, gefühlvoll für Freiheit und Aufklärung; leicht beweglich und erregbar, verfiel er zeitweise in empfindsamen Idealismus. Aber seine zweifellos vorhandene Begeisterungsfähigkeit erscheint nicht frei von einem Einschlag orientalischer Verschlagenheit und durchsetzt mit stets regem Mißtrauen; leicht stieg er aus dem Reiche seiner Träume in

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

das Gebiet der Welt, wie sie wirklich war, herab und ward in solchen Momenten zum völlig gefühlsarmen, verstandesmäßigen Beurteiler der Dinge, voll krasser Selbstsucht und kalter Berechnung. Er zeigte sich dann unter Umständen als kluger, scharfblickender Diplomat, und dieser erschien um so gefährlicher, als er sich unter der Maske chevaleresker Höflichkeit verbarg. So sehen wir sein innerstes Wesen aus Widersprüchen zusammengesetzt, und diese übertrugen sich auf die Leitung der Staatsgeschäfte, die schwankend war, wie ein Rohr im Winde; die männliche Tugend zäher Beharrlichkeit nannte Alexander in Tilsit noch nicht sein eigen, erst die bösen Prüfungen der kommenden Jahre vermochten es, ihn zu schulen und seinen Charakter nach und nach zu festigen. Bisher war in seiner Politik nichts beständig gewesen als der Wechsel; bald bescheiden, bald selbstbewußt auftretend, reich an großen Worten, aber arm an entsprechenden Taten, inkonsequent im höchsten Grade, mit Frankreich während seiner sechsjährigen Regierung bald befreundet, bald entzweit, zeigt er sich uns als eine wankelmütige, durchaus proteische Natur. Aber von unstetem Ehrgeize geplagt, sehnte er sich — in diesem Punkte Napoleon gleich — glühend danach, eine leitende Rolle zu spielen, und das war der angreifbare Punkt, den des Kaisers scharfer Blick erkannte und im eigenen Interesse zu nützen verstand. Eine andere große Schwäche, die ihn gerade Napoleon gegenüber mit dem Fluche der Lächerlichkeit behaftet und fast als Karikatur erscheinen läßt, war die Täuschung, der er sich über sein vermeintliches Feldherrntalent hingab; und doch hatte der Amateur-Stratege erst kürzlich bei Austerlitz zu anderer und seinem eigenen Schaden den Beweis geliefert, daß das Schlachtfeld der am wenigsten geeignete Tummelplatz für aufgeblasenen Dilettantismus bietet. Diesen Mann durch ein paar glatte Liebenswürdigkeiten zu kitzeln und seinen Zwecken dienstbar zu machen, konnte einem gewandten Unterhändler wie Napoleon nicht schwer werden.

Über die Unterredung der beiden Monarchen sind wir, da sie ohne Zeugen stattfand, nicht genau unterrichtet; nur das eine dürfen wir mit Sicherheit annehmen, daß Napoleon, der sonst, wie viele Tatsachen beweisen, die Eierschalen seines einstigen Jakobinertums keineswegs völlig abgestoßen hatte, sich, um Alexander in sein Netz einzuspinnen, von der liebenswürdigsten Seite zeigte. Er trat dem Zaren jedenfalls mit der Überlegenheit eines Mannes entgegen, der gewohnt ist, durch Furcht wie durch Schmeichelei auf alle, mit denen er in Berührung kommt, den stärksten Einfluß auszuüben. Nach einer nicht besonders gut beglaubigten Tradition — soweit mir bekannt, erscheint sie zuerst in Bignons Histoire de France und ist von hier aus in unzählige Darstellungen übernommen worden — leitete Alexander die Unterhaltung mit den Worten ein: „Ich hasse die Engländer ebenso, Sire, wie Sie und werde Sie in allen ihren Maßnahmen gegen diese Nation unterstützen", worauf Napoleon erwidert haben soll: „In diesem Falle läßt sich alles ordnen, und der Friede ist geschlossen". Mag diese Darstellung nun auf Wahrheit beruhen oder nicht — mit einiger Sicherheit können wir annehmen: Der Haß gegen England, den Staat, von dem Napoleon sich stets bedroht und der Zar sich jüngst im Stich gelassen fühlte, gab die passende Grundstimmung für eine Verständigung ab. Von der Klugheit des Kaisers aber dürfen wir erwarten, daß er durch eine geschickte Verknüpfung der russischen seit hundert Jahren im Orient verfolgten Ziele mit seinen eigenen gegen Großbritannien gerichteten Plänen den Zaren für seine Politik zu gewinnen suchte. „Die Welt ist groß genug für uns beide" wird das Thema gewesen sein, das Napoleon variierte; er wird des Zaren Verstimmung gegen England geschürt und ihm als die für Rußland gegebene Politik das Bündnis mit Frankreich und die Teilung Europas in eine französische und eine moskowitische Interessensphäre — um einen modernen Ausdruck auf frühere Verhältnisse zu übertragen — gezeigt haben. Und nur gar zu gern lauschte Alexander den Klängen solcher Zukunftsmusik. Nach der Schlacht bei Friedland schien die Vorherrschaft Frankreichs auf dem europäischen Festlande unvermeidlich; was konnte da dem Zaren erwünschter kommen, als sie mit Napoleon zu teilen? Dem ererbten russischen Eroberungsdrange wurde ein weites Feld zur Betätigung gewiesen, und des Zaren bislang unbefriedigter Ehrgeiz sollte nun dadurch gestillt werden, daß er als Mitbeherrscher der Welt an die Seite des größten Mannes der Zeit trat und als Mitbegründer einer Dyarchie erschien, der alle anderen Mächte des Erdteils willenlos sich beugen mußten. Alexander war längst auf dem Standpunkte angelangt: „Mag die Welt sich umkehren, wenn nur Rußland Konstantinopel und die Dardanellen gewinnt", und nun tauchte, wenn auch in nebelhafter Ferne, die endgültige Aufteilung des osmanischen Reiches, wenigstens der europäischen Provinzen desselben, vor seinem geistigen Auge auf. Stolze Hoffnung schwellte seine Brust bei dem Gedanken, ihm sei es vielleicht vorbehalten, das zu vollenden, was Peter, der Begründer des modernen Rußlands, weitschauend begonnen und Katharina, die nordische Semiramis, so klug wie kühn fortgesetzt hatte.

Zunächst freilich sollte versucht werden, den Völkern des Erdteils den Frieden zurückzugeben. Napoleon wünschte, mit England zu einem Abschluß zu kommen, der ihm seine dominierende Stellung ließ, und erbat zu diesem Zwecke russische Vermittlung. Nahmen die Briten aber — was vorauszusehen war — seine Vorschläge nicht an, so erklärte der Zar sich bereit, mit dem Inselstaate zu brechen und der Kontinentalsperre, die englische Waren vom Festlande ausschloß, beizutreten. Aber auch Napoleon fiel eine Vermittlerrolle zu; er sollte versuchen, zwischen Rußland und der Pforte ein Einvernehmen zustande zu bringen. Zunächst würden die russischen Truppen die Walachei und die Moldau, die von ihnen erobert waren, räumen, die Türken aber diese Länder bis zum endgültigen Frieden nicht wieder besetzen. Falls Napoleon bei dem Diwan keinen Erfolg erzielte, verpflichtete er sich, die Russen gegen die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Türkei zu unterstützen und dieser womöglich ihre europäischen Gebiete außer Rumelien und Konstantinopel gemeinsam mit den Truppen des Zaren abzunehmen. So lenkte Alexander ein in die Bahnen altrussischer Politik; alle Bedenken, die in ihm bei dem Gedanken an eine Allianz mit Frankreich etwa aufstiegen, wurden eingelullt durch die Zauberformel: Aufteilung der Türkei. Außerdem gab Napoleon seine Genehmigung zur Eroberung Finnlands durch die Russen. Zugeständnisse mußte also auch er der russischen Ländergier machen, aber er brachte Opfer auf fremde Rechnung: Schweden und die Türkei sollten die Kosten tragen für die russische Hülfe, die er brauchte.

Alle diese Abmachungen wurden in der Aussprache auf dem Niemen jedenfalls nur mehr oder weniger genau skizziert; ihnen eine präzisere Fassung zu geben, blieb den Friedensunterhändlern vorbehalten, die ihr Werk am 7. Juli vollendeten. Zwei Tage später wurde auch ein Übereinkommen zwischen Frankreich und Preußen unterzeichnet; was Friedrich der Große in Jahrzehnte langem Ringen Stein um Stein aufgebaut und seine Nachfolger weiter ausgestaltet hatten, sank nun in Trümmer. Danzig mit seinem Gebiete wurde zur freien Stadt erklärt, aber der Umstand, daß sie napoleonische Truppen als Besatzung erhielt, ließ sie als französische Festung erscheinen. Die übrigen aus der zweiten und dritten Teilung Polens stammenden preußischen Länder wurden mit Ausnahme des Kreises Bialystok zur Bildung eines neuen Staates, des Herzogtums Warschau, verwendet und mit Sachsen, dessen soeben zum Könige erhobener Kurfürst ein treuer Vasall Napoleons war, durch Personalunion verbunden. Das kleine Gebiet von Bialystok erhielt Rußland. Für Preußen war es unter allen Umständen verloren, aber es berührt doch eigentümlich zu sehen, wie der Zar sich an dem bereicherte, was sein bisheriger unglücklicher Freund einbüßte. Die Hochflut der Begeisterung für den neuen Verbündeten und dessen der russischen Lüsternheit in so gewinnender Weise entgegenkommende Pläne schwemmte jede Empfindung für die Rücksicht, die er dem alten Bundesgenossen schuldete, unaufhaltsam fort. Jetzt, wo die Traditionen der russischen Politik sich durch Erwerbung türkischen Gebietes, das Napoleon für die Freundschaft des Zaren bot, in nie geahnter Weise verwirklichen zu wollen schienen, sollte Alexander auf solche Pläne verzichten einem Stückchen Papier zuliebe, genannt der Vertrag von Bartenstein? Solchen kleinlichen Bedenken durfte der große Herrscher aller Reußen nicht zugänglich sein. Von Ehrgeiz getrieben, desertierte er und brach Friedrich Wilhelm die Treue. Andrerseits freilich suchte er für ihn so viel zu retten, wie möglich war, und der vierte Artikel des Tilsiter Vertrages besagte denn in der Tat, daß Napoleon nur in Rücksicht auf den Zaren dem Könige Friedrich Wilhelm einen Teil seiner Länder zurückgäbe. Aber auch hier handelte Alexander vielleicht nicht völlig selbstlos: er wollte den schmalen Damm nicht gern abtragen, der sein Reich von den unter französischem Protektorate stehenden Rheinbundstaaten trennte.

Es genügte aber Napoleon nicht, Frieden mit Rußland geschlossen zu haben; er mußte den Zaren seinen politischen Zwecken auch für die Zukunft dienstbar machen. Daher bot er ihm zugleich ein Bündnis an. Im Kampfe mit England konnte er einen starken Freund sehr gut brauchen, und zu dem Unternehmen, Alexander die französische Politik mit Gewalt aufzuzwingen, reichten seine Kräfte denn doch vielleicht nicht aus. Dem Kaiser war der Wunsch eines Bündnisses mit Rußland schon öfter gekommen; der Zar dagegen dachte ursprünglich wohl nur an Frieden und lebte sich erst auf dem Niemen in die Idee eines ferneren Zusammengehens mit Napoleon ein. Was dieser erreichte, dankte er zum großen Teile seiner überlegenen Persönlichkeit. Mittelbar oder unmittelbar hatte er sich die Herrschaft über Westeuropa zu sichern gewußt, und der Erfolg besaß stets große Überredungskraft. So wirkte die mächtige Individualität des Kaisers, der von bestrickender Liebenswürdigkeit war, auch auf Alexander überwältigend; dem Zauber, den militärisches und politisches Genie zu allen Zeiten auf die Menschen ausgeübt haben, konnte auch er sich nicht entziehen, und der gewaltigen Willenskraft wie dem Schwunge der faszinierend wirkenden Gedanken des großen Mannes ergab er sich widerstandslos: in einem geheimen Vertrage wurde ein Schutz- und Trutzbündnis zwischen Frankreich und Rußland geschlossen und zugleich mit der Friedensurkunde unterzeichnet.

So schmiedete russischer Eroberungsdrang die Ketten fester, die zu lockern Alexander noch vor kurzem ins Feld gezogen war. Englands Passivität und Napoleons nie versagende Energie bewirkten einen völligen Wechsel seiner Politik: die trotz ihres Unterliegens immer noch imposante östliche Macht einte sich aufs engste dem siegreichen Westen; der Occident und der Orient Europas wurden zu einem die Welt erdrückenden politischen Komplexe zusammengeschweißt. Die mannigfachen Kräfte Frankreichs und seiner Vasallenstaaten, vereint mit denjenigen des unermeßlichen Moskowiterreiches, drohten, längst vergessenes Cäsarentum wieder aufleben zu lassen und als bestimmenden Faktor aufs neue in die Geschichte einzuführen; bis auf weiteres entschied nun das Dioskurenpaar von der Seine und der Newa die Geschicke der Welt. Freilich beabsichtigte Napoleon schon zu Tilsit wohl kaum, dauernd einen anderen gleichberechtigten Herrn Europas neben sich zu dulden, und sah in Alexander von Anfang an gewiß weniger einen Teilhaber der Weltherrschaft als vielmehr ein Werkzeug seiner Politik; aber diese seine Auffassung der Dinge wird er sich gehütet haben dem Bundesgenossen, den er zur Durchführung seiner Pläne einstweilen notwendig brauchte, ahnen zu lassen. Und scheint es nicht verständlich, daß der junge Zar von dem Duumvirate mit dem Repräsentanten der Genialität auf kriegerischem wie auf diplomatischem Gebiete die Erfüllung seiner hochfliegenden Wünsche erhoffte? Daß er, dessen Auge die Wolken des reichlich gestreuten Weihrauchs umnebelten, die Gefahr nicht erkannte, die für ihn in dem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Zusammengehen mit einem Übermenschen lag? Vielleicht war Alexander zu schlau, dem um seine Freundschaft werbenden Kaiser völlig zu trauen, aber er erwartete von dem Bündnisse mit dem Gewaltigen erhebliche Vorteile; als das ihn leitende Motiv erkennen wir den Ehrgeiz, seine Eitelkeit war größer als seine politische Urteilskraft und der Abschluß des Bündnisses von seiner Seite eine Sünde, noch halbwegs im Jugendstile gehalten. Des welterfahrenen Napoleon Mißtrauen zeigte sich reger; an Alexanders Mahlzeiten soll er niemals teilgenommen haben: die russische Küche war ihm verdächtig. Doch wie verschieden die Verbündeten von Tilsit auch geartet sein mochten — in einem Punkte glichen sie sich: beide waren von unbezähmbarer Selbstsucht und von maßloser Herrschbegierde beseelt. Für den Augenblick gingen ihre Interessen zwar zusammen, aber sie konnten künftig auch mal kollidieren, und dann bildeten jene Regungen doch ein recht schwaches Band. Der Zerfall des eben geschlossenen Bundes blieb also möglicherweise eine Frage nicht allzu ferner Zeit. Im allgemeinen waren die europäischen Mächte der napoleonischen Ära froh, wenn es ihnen glückte, ihren Besitz zu wahren; nichts lag den kleinlaut Gewordenen ferner als Expansionspolitik. Nur zwei Staaten machten eine Ausnahme: Frankreich und Rußland. Das gegenseitige Gewähren und Versagen ihrer Wünsche übt einige Jahre lang den allerbedeutendsten Einfluß auf die Weltgeschichte aus; das eine hielt den Tilsiter Bund eine Weile zusammen, das andere hat ihn schließlich gesprengt.

Von allen Abmachungen der beiden Fürsten hat vielleicht keine solche Bedeutung gewonnen und das russisch-französische Verhältnis so stark beeinflußt wie diejenige über den Beitritt des Zarenreiches zur Kontinentalsperre. Mit dieser müssen wir uns daher einen Augenblick beschäftigen. Englands Seeherrschaft war unumstritten; über alle Meere streckte es seine Polypenarme aus, auf allen schwang es rücksichtslos den Dreizack. Die allgemein gültigen, von allen gesitteten Nationen angenommenen Grundsätze des Völkerrechts zur See erkannte es nicht an, friedliche Kauffahrer unterwarf es dem Kriegsbrauch, wie er gegen bewaffnete Feinde geübt zu werden pflegt, und schädigte dadurch den Handel weiter Kreise auf das empfindlichste. Nun ist der Kampf gegen England der Faden, der sich durch Napoleons ganzes Tun und Lassen zieht; die Demütigung der Briten blieb das Endziel seiner Politik, das er nie aus den Augen verlor. Dieser Gegensatz zu dem Insellande war schon der leitende Gedanke für die Maßnahmen des jungen Bonaparte gewesen, ehe er sich noch mit der Toga des Konsuls schmückte; das beweist seine Expedition nach Ägypten, wo er die Basis für einen Angriff auf Indien zu finden gedachte, der den englischen Handel mit tödlicher Verwundung bedrohte. Und dieser intensive Haß des Kaisers erscheint begreiflich. Schon zu seiner Zeit war es eine Maxime der englischen Politik, stets gegen den stärksten Festlandsstaat Front zu machen. Daher lagen die Briten fast ununterbrochen im Kriege mit Frankreich; ihre überlegene Flotte schädigte fortgesetzt die französische schwer — wer denkt nicht an Abukir! — und englisches Geld hatte mehr als einmal die kontinentalen Staaten zu ihren Kämpfen gegen Republik wie Kaiserreich befähigt. Nun, nach der Vernichtung seiner Seemacht bei Trafalgar, seit der Gedanke, das Inselreich mit den Waffen zu besiegen, völlig absurd geworden war, blieb Napoleon vollends nichts weiter übrig, als es durch Schädigung seiner Industrie und seines Handels gefügig zu machen; die einzige Hoffnung, die Engländer zu demütigen, bestand darin, daß er sie vom Festlande ausschloß und dadurch ihre merkantile Betätigung hemmte. Nur einen Handelskrieg konnte der Kaiser gegen die für ihn unangreifbare Macht führen, und dem Vernichtungskampfe, der ohne Flotte kaum möglich war, sollte die Sperre, das Prohibitivsystem, als Mittel dienen. Daher unterband er durch das von Berlin aus am 21. November 1806 erlassene Dekret alle Beziehungen Englands zu dem europäischen Kontinente; er erklärte die britischen Inseln für blockiert, untersagte allen Handel mit ihnen, verschloß die Häfen Frankreichs und aller zum napoleonischen System gehörigen Länder den englischen Schiffen und ordnete die Konfiskation alles britischen Eigentums wie die Verhaftung aller britischen Untertanen innerhalb seines Machtbereiches an. Den Neutralen wurde der Verkehr mit England unter gewissen Bedingungen gestattet, falls sie nicht englisches Gut an Bord führten und nicht unmittelbar von Großbritannien oder seinen Kolonien nach kontinentalen Häfen kämen. So wurde eine neue Art der Kriegsführung eingeleitet, und man muß sagen, diese Ausschließung des gesamten englischen Verkehrs vom Festlande war ein großartiger Plan, eine Art Notwehr gegen die brutale Handhabung des Seerechts von seiten Englands; man wollte es gewissermaßen an seinem eigenen Reichtum ersticken lassen. Dem gegenüber wurden die Briten natürlich zu Repressalien veranlaßt; sie erkannten infolge von Ministerialbeschlüssen aus den Jahren 1806 und 1807 neutrale Staaten, Häfen, Schiffe und Flaggen überhaupt nicht mehr an und arbeiteten nach dem Rezepte: „Und willst Du nicht mein Bruder sein, so schlag' ich Dir den Schädel ein." Kein Schiff, welche Flagge es auch immer führte, durfte bei Strafe der Wegnahme das Meer befahren, wenn es nicht zuerst einen englischen Hafen angelaufen und sich dort die Erlaubnis durch Zahlung einer entsprechenden Gebühr erworben hatte. „Britannia rules the waves" — dieses Wort hatte nie größere Bedeutung als damals.

Aber trotz so tatkräftiger Gegenwehr schien sich der Traum Napoleons, den Handel Englands zu lähmen und dadurch seiner Todfeinde Macht zu brechen, verwirklichen zu wollen; der Tag der Abrechnung rückte augenscheinlich näher. Preußen hatte sich schon in Tilsit verpflichten müssen, allen Verkehr mit den Briten abzubrechen, und nun ließ der Kaiser, da Papst Pius VII. nicht zu bewegen war, sich der Sperre anzuschließen, Anfang Februar 1808 auch noch Rom besetzen und den Kirchenstaat in französische Verwaltung nehmen — eine Maßregel, die sich als nötig erwies, wenn englische Waren nicht in Italien, das in seinen übrigen Teilen bereits der französischen Machtsphäre

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

einverleibt war, Eingang finden sollten. Widerstand innerhalb des Förderativsystems war eben undenkbar. Auf die Stellung Rußlands kam unter solchen Umständen außerordentlich viel an; blieb dieses der Sperre fern, so war die Abschließung des Festlandes eine Utopie. Erst mit seiner Beihilfe konnte sie gelingen. Daher war Alexander für Napoleon unbedingt der wichtigste Herrscher des Kontinentes, den zu umwerben sich schon lohnte. Der Anschluß Rußlands an Frankreich im Verein mit der Niederwerfung Preußens bedeutete nicht viel weniger als die Einbeziehung der Ostsee in das napoleonische System. Nun konnte der Kaiser — er hatte im Bewußtsein seiner Macht schon am 18. August 1806 an Talleyrand geschrieben: „Je sais fort bien que Londres est un coin du monde et que Paris en est le centre" (Heymann: Napoleon und die großen Mächte 1806) — in der Tat hoffen, England den Lebensnerv zu durchschneiden; im Frühling 1808 umfaßte sein System, dem sich auch Österreich zugesellte, weitaus die meisten Länder Europas. Napoleon durfte es demnach als ein großes Glück ansehen, daß der Zar im November 1807 mit England brach und der Sperre beitrat. Was ihn dazu bewog, war in erster Linie folgender Vorgang. Die Briten hatten, Rußland zu helfen, eine Expedition von 10000 Mann in die Ostsee entsandt, als eben der Friede von Tilsit geschlossen wurde. Trat nun Dänemark dem russisch-französischen Bündnisse bei, wozu es nach den Tilsiter Verabredungen veranlaßt werden sollte, so war die englische Armada verloren. Da beschloß das britische Ministerium, getäuscht durch Berichte seiner Agenten, die den Eintritt Dänemarks in den Bund irrtümlich als unmittelbar bevorstehend bezeichneten, diese Macht zum Anschluß an England und zur Auslieferung ihrer Flotte aufzufordern, über die frei verfügen zu können längst ein Hauptziel der napoleonischen Bestrebungen bildete. Da Dänemark auf dieses Ansuchen begreiflicher Weise nicht einging, wurde Kopenhagen Anfang September von einer englischen Flotte bombardiert, wobei 2000 Menschen, darunter Frauen und Kinder, umkamen, und die Regierung durch die Überredungskunst der Kanonen wirklich dahin gebracht, ihre Kriegsschiffe den Engländern in die Hände zu geben, die einige zerstörten, die meisten aber mit sich fortführten. Gleichzeitig wurde auch das dänische Helgoland von den Briten besetzt. Dies durchaus völkerrechtswidrige Vorgehen erscheint infolge der auf neuere archivalische Forschungen sich stützenden Darstellung John Holland Roses (Napoleon I.) in dem etwas milderen Lichte einer durch die Umstände bedingten und kluger Voraussicht entspringenden Verteidigungsmaßregel; aber sogar dieser Historiker, der, selbst Engländer, begreiflicherweise geneigt ist, das Vorgehen seiner Landsleute möglichst günstig zu beurteilen, nennt die Handlungsweise, durch die ein neutraler Staat im tiefsten Frieden vergewaltigt wurde, brutal. Objektivere Beurteiler haben sie stets als einen empörenden Seeräuberstreich bezeichnet. Dänemark trat nun infolge der englischen Gewaltmaßregel natürlich auf Seite Frankreichs, und an einen Erfolg der russischen Friedensvermittlung zwischen dem Kaiserreiche und Großbritannien war nicht mehr zu denken. Ja, die Gewalttat der Engländer hatte direkt Frankreichs, ihres erbittertsten Gegners, Geschäfte in Petersburg besorgt: nach Fortführung der dänischen Flotte lag die Ostsee den englischen Kriegsschiffen offen, und die britische Piraterie schien nicht minder gegen Rußland als gegen Dänemark gerichtet zu sein. So wurde Alexander ins französische Lager gedrängt, und seine Kriegserklärung an England gab eine Garantie für den Bestand des Tilsiter Bündnisses. Rußlands blühender Handel ward allerdings schwer durch dessen Beitritt zur Sperre getroffen, und es konnte in hohem Grade zweifelhaft erscheinen, ob es seiner gesamten wirtschaftlichen Lage nach imstande sein würde, das Prohibitivsystem auf die Dauer in loyaler Weise durchzuführen, ganz besonders, weil ihm eigene Industrie fehlte und es eine solche auch nicht zu erzeugen vermochte.

Das Tilsiter Bündnis wie die ihm folgende Kriegserklärung des Zaren an England hatten eine völlig neue Weltlage geschaffen, und es gewann den Anschein, als sollte diese einer engen persönlichen Freundschaft der beiden maßgebenden Souveräne die Wege bahnen. Besonders Alexander, dem es schmeicheln mochte, dem größten Manne der Zeit zur Seite und mit ihm auf gleichem Piedestal zu stehen, legte in die Hingabe an Napoleon, seinem Naturell entsprechend, zunächst etwas Schwärmerisches; er merkte nicht oder wollte nicht merken, daß der Glanz, der ihn umstrahlte, nur der Widerschein des helleren Lichtes war, das von jenem ausging. Von Tilsit nach Petersburg heimgekehrt, äußerte er dem französischen Konsul de Lesseps gegenüber: „Endlich haben wir uns kennen gelernt, der Kaiser Napoleon und ich. Wie wertvoll sind mir die Tage gewesen, die ich mit ihm verbrachte! Warum habe ich ihn nicht früher gesehen! Nie werde ich die weisen Ratschläge, die guten Lehren vergessen, die er mir gegeben hat. Jetzt sind wir Freunde und werden es immer sein!" (Oncken: Das Zeitalter der Revolution, des Kaiserreiches und der Befreiungskriege.) Und ein ander Mal meinte er: „Ich hegte niemals gegen irgend einen Menschen mehr Vorurteile als gegen ihn, aber nach einer dreiviertelstündigen Unterhaltung sind diese alle wie ein Traum geschwunden", oder: „Hätte ich ihn doch früher gesehen! Der Schleier ist fortgerissen und die Zeit des Irrtums vorbei." Und ebenso günstig lautete Napoleons Urteil über den Zaren, das wir aus einem an seine Gattin gerichteten Briefe kennen; er schrieb: „Ich habe soeben den Kaiser Alexander gesehen und einen sehr angenehmen Eindruck von ihm empfangen. Er ist ein sehr hübscher, gutherziger, junger Kaiser und besitzt mehr Einsicht, als man ihm gewöhnlich zuschreibt." Wir sehen: je brennender der Haß, je blutiger die Kämpfe gewesen, desto lebhafter waren nun die Sympathien. Sie äußerten sich auch durch den Austausch wertvoller Geschenke: Alexander sandte Napoleon kostbares Pelzwerk, und als Gegengabe wanderte dem Geschmacke des Zaren angepaßtes Porzellan aus Sèvres in die Petersburger Paläste. Und

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wie dem Kaiser, zeigte Alexander sich auch dessen Vertretern gegenüber von gewinnender Herzlichkeit; der General Savary wurde, als er bald nach der Tilsiter Zusammenkunft in Petersburg weilte, von ihm mit Gunstbezeugungen förmlich überschüttet, und bei der feierlichen Antrittsaudienz, die Caulaincourt, der neue französische Botschafter, im Dezember beim Zaren hatte, äußerte dieser: „L'empereur ne peut avoir un allié plus fidèle que moi.“ (Tatistcheff: Alexandre Ier et Napoléon d'après leur correspondance inédite.) So glich das Tilsiter Bündnis einstweilen einem starken Pfeiler, der den von Napoleon errichteten Bau stützte. Dazu kam, daß in der hohen Politik ein dauerndes Einverständnis inauguriert zu werden schien durch die Berufung des Grafen Romanzow, eines begeisterten Anhängers des französischen Bündnisses, zum Leiter der auswärtigen Angelegenheiten Rußlands.

Aber alle Erfolge konnten in dem Kaiser das Gefühl voller Befriedigung nicht wachrufen, solange sein hartnäckigster Gegner, England, ihm unbezwungen gegenüberstand. Auf der See den Feind zu verwunden oder im eigenen wogenbeschirmten Lande — dazu fehlten Napoleon, so nahe das Inselreich lag, die Mittel. Da erstand in dem nimmer rastenden Geiste des Erfindungsreichen aufs neue der gigantische Plan, ihn in der Ferne, an seiner empfindlichsten Stelle, zu treffen, und in einem vom 2. Februar 1808 datierten, eine Fülle gewaltiger politischer Gedanken enthaltenden Schreiben forderte er den Zaren zur Mitwirkung auf. Er schlug ihm eine gemeinsame Expedition nach Indien vor, um England durch Eroberung seiner blühendsten Kolonie tödlich zu verwunden. Auch einige die Teilung der Türkei ins Auge fassende Gedanken waren in diesem Briefe ausgesprochen; am Bosporus sollten sich die verbündeten Heere treffen. Einen solchen Zug hatte der rastlose Mann, der an der Spitze Frankreichs stand, schon früher projektiert, darauf weist seine oben flüchtig erwähnte ägyptische Expedition hin; im Frühjahr 1807, nach der Schlacht bei Eylau, war er auf die Idee zurückgekommen, und nun ergriff die Sehnsucht nach den Ufern des Ganges ihn aufs neue. Durch einen Angriff auf seinen wertvollsten Besitz glaubte er bestimmt, England zum Nachgeben zwingen zu können. In dem Briefe an den Zaren heißt es: „Les Anglais, menacés dans les Indes, chassés du Levaut, seront écrasés sous les poids des événements dont l'atmosphère sera chargée.“ Das die höchste Siegeszuversicht atmende und die ganze geistige Größe seines Verfassers widerspiegelnde Schreiben, das in überzeugender Sprache den großartigsten Plan erörtert, den Napoleon je entworfen hat, reich an fesselnden Gedanken und Hinweisen auf die Möglichkeit ihrer Ausführung, langte am 25. Februar in Petersburg an, gerade einen Tag später, als die russischen Kolonnen in Finnland eingerückt waren. Begeistert stimmte Alexander zu. Wenn es gelang, Finnland zu erobern und bei der orientalischen Expedition Teile der Türkei, vielleicht gar das heiß ersehnte Konstantinopel und die Dardanellen zu gewinnen! Aber diese weit ausschauenden indischen Pläne, bei denen dem großen Korsen vielleicht das lorbeergeschmückte Bild des größeren Mazedoniers vorschwebte, zerrannen wie Wasser; die Entwicklung der Dinge in Europa machte es dem Kaiser unmöglich, asiatische Politik zu treiben.

Das und anderes beendete die Flitterwochen der französisch-russischen Ehe, die zu Tilsit eingegangen war, nur allzu bald. Keime der Zwietracht ruhten schon in dem Boden der dort geschlossenen Verträge, und in die Jubelhymnen, die Alexanders Seele durchfluteten, mischte sich doch ein leiser Mißton. Was ihm Napoleon geboten hatte, erschien im wesentlichen als eine Anweisung auf die Zukunft; ein realer Gewinn blieb einstweilen nur Bialystok; alles andere waren ungefangene Fische. Die Eroberung Finnlands mochte sich, wie der Zar hoffte, bald vollziehen, aber die Gebietserweiterungen nach der türkischen Seite hin sah er doch in unliebsame Fernen gerückt. Und dafür mußte er England seine Häfen verschließen und sein Land wirtschaftlich auf das schwerste schädigen! Wie die russische Diplomatie das Vorgehen ihres kaiserlichen Herrn beurteilte, erkennen wir aus einer Äußerung des Ministers v. Budberg, des Vorgängers Romanzows. Er erklärte während der zu Tilsit in Aussicht genommenen, eine Versöhnung Englands und Frankreichs bezweckenden Verhandlungen dem oben genannten englischen Gesandten am Petersburger Hofe, Lord Lewison Gower, ganz offen, das Bündnis Rußlands mit Frankreich sei durch die Verhältnisse erzwungen und werde keinen Bestand haben. Die Verstimmung des Zaren zeigte sich auch darin, daß er im Gegensatze zu den Abmachungen des Friedens die Walachei und die Moldau besetzt hielt. Das aufsteigende Mißtrauen seines neuen Freundes suchte Napoleon nun durch den Vorschlag zu bekämpfen, dieser möge die Donauländer behalten und ihm als Kompensation den Erwerb von Schlesien zugestehen. Er hatte damit aber kein Glück: die Bedrohung Rußlands durch Frankreich würde dann permanent geworden sein. Man sieht, Alexander, unter Umständen der Exaltation zugänglich, war doch manchmal ein ganz nüchterner Staatsmann. Einen anderen Versuch, die Abkühlung, die sich allmählich in den französisch-russischen Beziehungen bemerkbar machte, zu bannen, unternahm Napoleon durch den erwähnten Vorschlag einer gemeinsamen indischen Expedition, und vorübergehend besserte sich infolge dessen das Verhältnis in der Tat wieder; der Zar erwärmte sich aufs neue für ein Zusammengehen mit Frankreich und rief beim Empfang des schwungvollen Briefes seines Bundesgenossen begeistert aus: „Ah, das ist die Sprache von Tilsit!“ Aber das geplante indische Unternehmen wurde, wie wir sahen, nicht zur Tat, und wenn das schon die freundschaftlichen Gefühle Alexanders stark dämpfte — ganz ohne Einfluß auf ihn mag die immer unverblümter hervortretende Antipathie der russischen Hofkreise gegen das französische Bündnis wohl auch nicht geblieben sein. So überaus gnädig der Zar den General Savary aufgenommen hatte, die Petersburger Aristokratie verhielt sich diesem Sendlinge des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Kaisers gegenüber trotz seines gewandten Benehmens durchaus ablehnend; klebte doch an seinen Händen das Blut des Herzogs von Enghien, den er, allerdings auf höheren Befehl, in den Gräben von Vincennes hatte erschießen lassen. Seine Audienz bei der Zarin-Mutter dauerte kaum eine Minute. Der nach ihm erscheinende Caulaincourt wußte sich mit der Hofgesellschaft besser zu stellen; er kannte die Welt und die Macht femininen Einflusses. Als er durch höchst glanzvolles Auftreten die Damen genügend für sich interessiert glaubte, ging er zum Angriff über und blieb Sieger. Nach einem Balle bei der Zarin-Mutter konnte er am 26. Dezember 1807, seines Erfolges sicher, nach Paris melden: „Je dansai avec les plus révoltées, et le temps fera le reste.“ (Vandal: Napoléon et Alexander Ier).

Aber dem Zaren selbst wurde die Lage, in die er sich begeben hatte, immer unbehaglicher. Des Kaisers Stellung war so eigenartig, seine Machtfülle so überwiegend, daß jeder Staat, der zu ihm hielt, fürchten mußte, seine Selbständigkeit zu verlieren und französischer Vasall zu werden; alles, was sich dem Flammenkreise des napoleonischen Ingeniums näherte, lief Gefahr, darin umzukommen. Der Kaiser selbst empfand das, wenn er am 12. September 1806 an Talleyrand schrieb: „Je ne puis avoir d'alliance réelle sur le continent avec une des grandes puissances de l'Europe“. Er bezeichnete Alexander gelegentlich wohl als den Talma des Nordens; aber war seine eigene Freundschaft etwas anderes als eine Komödie? Der Zar fühlte sich, ehrgeizig, wie er war, geschmeichelt mit dem bedeutendsten Manne der Zeit gemeinsam die Geschicke der Welt zu lenken, aber als dessen Freund und Verbündeter; der Gedanke, Werkzeug eines fremden Willens zu sein, war ihm begreiflicherweise wenig sympathisch, und nichts lag ihm ferner als, hingebend wie der Efeu, der sich an den Eichbaum schmiegt, alle Phasen napoleonischer Entwicklung mitzumachen. In trüben Stunden mag ihm schon jetzt eine Empfindung dafür gekommen sein, daß die Unterredung zu Tilsit vielleicht die Ursache eines blutigeren Kampfes werden könne, als er dort beendigt war. Vor allem fühlte sich Alexander höchst unangenehm dadurch berührt, daß Napoleon seine in Preußen stehenden Regimenter nicht zurückzog; diese Okkupationsarmee war eine dauernde Mahnung an ihn, den Tilsiter Abmachungen treu zu bleiben. Und als endlich infolge des im September 1808 mit König Friedrich Wilhelm III. geschlossenen Vertrages, der dem Staate Friedrichs des Großen die demütigende Bedingung auferlegte, nicht mehr als 42000 Mann unter Waffen zu halten, Napoleon das Gros seiner Truppen, um es in Spanien zu verwenden, aus Preußen abrief, hielt er doch Stettin, Küstrin und Glogau besetzt. Auch das konnte noch als eine Drohung gegen Rußland gelten. Und nicht minder machte den Zaren die Neuordnung der polnischen Gebiete besorgt; die Schöpfung des Herzogtums Warschau durchkreuzte in unliebsamer Weise geheime Pläne, die er hegte: er hätte gern das Polenreich in Personalunion mit Rußland hergestellt gesehen. Das neue Herzogtum konnte aber leicht ein dauernder Herd für allerlei Umtriebe werden, in die sich die russischen Polen voraussichtlich nur allzu gern würden verwickeln lassen. Was wollte dem gegenüber Napoleons zu Tilsit gegebene Versicherung sagen, daß das frühere Polen nicht wieder ins Leben gerufen werden sollte? Gab es doch zwei dem Kaiser nahestehende ehrgeizige Frauen, die an eine Restitution des polnischen Königsthrones weitgehende Hoffnungen knüpften; auf ihn spekulierte seine Gemahlin Josephine für Eugen Beauharnais, ihren Sohn aus erster Ehe, und nicht minder seine Schwester Karoline Murat für ihren Gatten, den Großherzog von Berg (Turquan: L' Impératrice Joséphine). Ein anderer Punkt, der Alexanders Mißtrauen rege machte, war des Kaisers Verhalten in den Finnland betreffenden Abmachungen. In dem erwähnten Schreiben vom 2. Februar 1808 hatte Napoleon den Zaren, um dessen Expansionsgelüsten entgegenzukommen, kräftig animiert, die Eroberung Finnlands in Angriff zu nehmen, und um so mehr, als Schweden, dem das Land gehörte, auf englischer Seite stand. Ein französisches Korps wurde zur Beihülfe in Aussicht gestellt. Und Alexander hatte für den erteilten Rat ein offenes Ohr gehabt, obgleich ein Schwager von ihm auf dem schwedischen Throne saß. Aber die französische Hülfe erschien, trotzdem der Krieg von russischer Seite zunächst keineswegs glücklich geführt wurde, nicht, und so sah sich der Zar zu seinem großen Schmerze, aber sicher zu Napoleons geheimer Freude, gezwungen, seine an der Donau stehenden Truppen zurückzuziehen, um sie gegen Schweden zu verwenden. Dies illoyale Verfahren des Kaisers trug aber natürlich nicht gerade dazu bei, Alexander eine an Frankreichs Seite zu verbringende Zukunft in besonders rosigem Lichte erscheinen zu lassen. Und in der orientalischen Frage waren ihm die Hände völlig gebunden, da in Tilsit gemeinsames Vorgehen gegen die Türkei verabredet worden war. Auf französische Unterstützung gegen die Pforte durfte er aber, wie ihm immer klarer wurde, kaum noch rechnen; ja er erfuhr aus sicherer Quelle, daß der sogenannte Freund die auf Erwerbung osmanischen Gebietes gerichteten Pläne seines nordischen Verbündeten in Konstantinopel heimlich zu durchkreuzen suche.

Während so der eine der beiden Bundesgenossen seine Tage in ziemlich gedrückter Stimmung verbrachte, war auch der andere nicht auf Rosen gebettet. Ihm erwuchsen schwere Sorgen aus den Zuständen südlich der Pyrenäen. Im November 1807 hatte Napoleon Portugal besetzen lassen; als Grund für dieses gewaltsame Vorgehen gab er die Abhängigkeit des Landes von England an und die Weigerung seiner Regierung, der Sperre beizutreten. Portugal, mit dem Inselland jenseit des Kanales durch merkantile Beziehungen aufs engste verbunden, war in der Tat eine Filiale der Firma Großbritannien, und Lissabon wie Oporto galten mit Recht für Stapelplätze englischer Waren, die sich von hier aus über die ganze Halbinsel verbreiteten. Wollte Napoleon den britischen Handel vollständig vom Festlande verdrängen, so mußte er ihm vor allen Dingen Portugal verschließen. Außerdem bildete dieses Königreich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Art kontinentalen Brückenkopfes für England. Die portugiesische Regierung zur Aufgabe ihrer britischen Handelsbeziehungen zu zwingen, sollte nun Spanien mithelfen, das sich vor etwa 10 Jahren an Frankreich angeschlossen, doch diese Politik bald bereut hatte. Als Napoleon 1806 gegen Preußen zog, war es im Begriffe gewesen, ihm den Krieg zu erklären; die Ereignisse von Jena und Auerstädt hatten dann allerdings beruhigend gewirkt, aber der Kaiser bekam von dem, was geplant war, Wind und beschloß, die maßgebenden Persönlichkeiten zu passender Zeit für ihre Absichten büßen zu lassen. Konnte bei dieser Gelegenheit wie in Frankreich selbst und in Neapel, so auch auf dem spanischen Throne der bourbonische Herrscher durch einen Bonapartiden ersetzt werden — um so besser. Falls es Napoleon glückte, die ganze Pyrenäenhalbinsel an sich zu reißen, stand ein Weltreich, aus den südwestlichen Staaten unseres Erdteils gebildet, fertig da. Die in Madrid herrschenden Zustände forderten ihn direkt zu einem Eingreifen auf, denn hier zeigte sich besonders deutlich, wie bedenklich es in mancher der alten Monarchien Europas aussah, und in wie hohem Grade der alle Miasmen wegfegende Sturm, der zu Beginn des 19. Jahrhunderts die Welt durchbrauste, als ein unabweisbares Bedürfnis zu bezeichnen war. Ein König, Karl IV., die Personifikation geistiger Trägheit und Beschränktheit — der französische Historiker Lefebvre sagt von ihm in seiner Histoire des cabinets de l'Europe pendant le consulat et l'empire: „Penser était pour lui une fatigue, vouloir un effort surnaturel" — und eine Königin, Marie Luise von Parma, die, da sinnliche Leidenschaft ihre hohen Geistesgaben überwucherte, die Schlösser ihres Gatten zu Stätten wüster Orgien machte — das waren die Repräsentanten fürstlicher Autorität auf einem Throne, vor dem sich einst die mächtigsten Völker beider Halbkugeln demütig geneigt hatten. Als dritter im Bunde gesellte sich, den Staat zu grunde zu richten, dem würdigen Paare der zum eigentlichen Regenten emporgestiegene Günstling des Königs und erklärte Liebhaber der Königin, Godoy, der „Friedensfürst", wie er nach einem im Jahre 1795 mit Frankreich getroffenen Abkommen genannt wurde. Den Spanien betreffenden Plänen Napoleons kam nun der Umstand außerordentlich gelegen, daß in dessen Königshause arger Familienzwist herrschte; als der beim Volke — wie sich bald herausstellen sollte, unverdienterweise — sehr beliebte Thronfolger Ferdinand sich gewaltsam Anteil an der Regierung zu verschaffen suchte, baten der König, seine Gemahlin und Godoy Napoleon, die Streitigkeiten zu schlichten. Und mit dem gleichen Ersuchen trat auch Ferdinand an ihn heran. Das war im Herbste 1807. Der Kaiser hielt die Petenten hin, benutzte aber die günstige Gelegenheit, 50000 Mann, um, wie er sagte, einer englischen Landung vorzubeugen, in Nordspanien einrücken zu lassen. Während dessen hatte das spanische Volk durch eine Revolution den König zur Abdankung zu gunsten seines Sohnes gezwungen. Diesen lockte Napoleon darauf unter allerhand Vorspiegelungen — auch die Heirat mit einer Dame aus dem Hause Bonaparte wurde ihm in Aussicht gestellt — zu sich nach Bayonne, wo bald auch Karl IV., Marie Luise und Godoy erschienen. Nun begann der letzte Akt des Trauerspiels: Ferdinand wurde gezwungen, die spanische Krone seinem Vater zurückzugeben, und dieser trat sie infolge widerwärtiger Intriguen an den Beherrscher Frankreichs ab, der mit ihr das Haupt seines Bruders Joseph, des bisherigen Königs von Neapel, schmückte — ein Thronraub, der die Antipathie, die die Fürsten Europas, soweit sie nicht Herren von Napoleons Gnaden waren, gegen den Usurpator empfanden, ins Ungemessene steigerte. Auf Josephs neapolitanischen Thron setzte der „Königsmacher" seinen Schwager Murat.

Aber er hatte die Rechnung ohne das spanische Volk gemacht. Von wilden Rachegedanken gepeitscht, erhob es sich für seine Dynastie, und der aufgezwungene Herr merkte nur zu bald, daß sein Königssitz einem Vulkan gleiche, der grollend jede Minute eine Eruption erwarten läßt. Die Spanier gedachten mit einem Male wieder ihrer großen Vergangenheit; Leuchtfeuer riefen die Waffenfähigen ins Feld, längst entschlummerte Tugenden erwachten, die Erinnerung an Numantia und den Cid, an die heroischen Kämpfe der ritterlichen Vorfahren wurde wieder lebendig, und die Nation, die zwei Jahrhunderte lang, von der großen Zeit unter Karl und Philipp träumend, den Strom der Weltgeschichte tatenlos hatte an sich vorüberrauschen lassen, erweckte das Klirren der französischen Waffen zu neuer Kraft. Tödlich erbittert, das Blut bis zum Siedepunkte erhitzt, rotteten sich die Massen zusammen, bereit, ihr Leben für ihre Freiheit dahinzugeben und die Eindringlinge zum Lande hinauszuwerfen. Und nicht nur für ihr Königshaus kämpften die Spanier, sondern auch für die Kirche; der Vaterlandsliebe einte sich religiöser Fanatismus und begeisterte das Volk zu unglaublichen Anstrengungen. Hatte doch der pietätlose Kaiser sich soeben an dem Patrimonium Petri, dem weltlichen Besitze des geistlichen Oberhauptes aller Gläubigen, vergriffen. Priester und Mönche rückten ins Feld, die bigotte Miliz der Kirche, und schürten die Glut des Hasses, daß die tobende Volksleidenschaft bald keine Schonung mehr kannte. Wie zu einem Gottesdienste, unter dem Geläute der Glocken, in der einen Hand das Kruzifix, in der anderen die Büchse, zogen die Guerillakämpfer aus; Bürger, Bauern und Studenten, lauerten sie, begünstigt durch das zerklüftete Terrain, den verhaßten Feinden auf. Die Höhlen ihres Landes wurden ihnen Verstecke, die Bergeshöhen Festungen; von den Gipfeln der Felsen, aus den Schluchten der wilden Gebirgswelt, bald gedeckt durch Busch und Baum, bald verborgen hinter zackigem Gestein, sandten die ungeordneten Haufen ihre todbringenden Geschosse in die Reihen der sieggewohnten Gegner, die durch den aufregenden Kampf mit einem unsichtbaren Feinde häufig mehr litten als in offener Feldschlacht. In der Ausnutzung des Geländes erreichten die zusammengelaufenen Banden schnell eine Meisterschaft, daß ihnen die besten französischen Offiziere darin nicht gewachsen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

waren. Schlachten verstanden diese zu gewinnen, der Guerillakrieg war ihnen fremd. Und wie die Glut der spanischen Sonne, so dezimierten die mühseligen Märsche auf unwegsamen Gebirgspfaden die solcher Kriegführung ungewohnten Scharen Napoleons. Wurden aber hier und da bewaffnete Volkshaufen vernichtet — aus ihren Trümmern erhoben sich andere; es war, als dünge das Blut der Freiheitskämpfer den Boden, daß aus ihm neue Helden erstanden. So gaben die Spanier das erste Beispiel eines Volkskrieges gegen die napoleonische Gewaltherrschaft, und mit verhaltenem Atem lauschte die europäische Welt auf die Nachrichten, die über die Pyrenäen herdrangen. Und England half; durch Unterstützung des spanischen Aufstandes konnte es den Allgewaltigen auf dem Kontinente bekriegen; jetzt kämpfte es zum ersten Male auch zu Lande erfolgreich wider ihn. In Portugal fanden die Briten eine vortreffliche Operationsbasis für den Kampf gegen die in Spanien fechtenden Franzosen; Wellingtons mit der ihm eigenen Zähigkeit gepaarte Feldherrnkunst leistete, so antiquiert sie war, bald treffliche Dienste und hinderte, daß die dem Riesenleibe des Kaiserreiches geschlagene Wunde sich schloß.

So unterstützt, machten die spanischen „Banditen" Napoleon doch mehr zu schaffen, als er anfänglich gedacht hatte; aber noch immer unterschätzte er die nationale Widerstandskraft und ahnte nicht, daß sie eine Bedeutung gewinnen würde, die ihm bei der Verfolgung seiner Pläne ernstliche Hindernisse bereiten könne. Klarer als er sah Talleyrand, sein vertrauter Ratgeber, der, frivol witzelnd, meinte, die spanische Politik des Kaisers sei mehr als ein Verbrechen, sie sei ein Fehler. Und in der Tat schien es, als solle die erprobte, bisher so glückliche Staatskunst des Imperators an dieser Klippe Schiffbruch leiden. „Was mich ins Verderben gestürzt hat, war das spanische Geschwür", äußerte Napoleon später selbst. Mit den Ereignissen auf der Pyrenäenhalbinsel beginnt die Zeit des nationalen Widerstandes gegen die Aufrichtung der Universalmonarchie, ein Drama, dessen letzter Akt auf St. Helena spielt. Die Empfindungen der Völker einzuschätzen war dem sonst so Scharfsichtigen nicht gegeben; allerhand Erfahrungen, die er zur Zeit der Revolution mit dem damals souveränen Volke gemacht, hatten ihn auch wohl keine allzu hohe Meinung von der Masse gewinnen lassen. Aber nun zeigten die Spanier der Welt, daß auch französische Heere besiegt werden könnten. Zwar erfocht der Marschall Bessières bei Medina de Rioseco im Juli 1808 einen bedeutenderen Sieg über die ungeübten Scharen, aber gleich darauf mußte Dupont bei Baylen mit 17000 Mann vor Castannos kapitulieren und Joseph aus Madrid fliehen. Häufig beherrschten die Franzosen von Spanien nur so viel Land, wie gerade unter den Mündungen ihrer Kanonen lag, und der Kriegsruhm, dessen der Kaiser als der Hauptstütze seines Thrones in den Augen der übrigen Welt wie seiner eigenen Untertanen so dringend bedurfte, begann zu verblassen. Napoleon erkannte allmählich, daß er die Spanier unterschätzt habe, glaubte aber immer noch, durch rein militärische Überlegenheit ihrer nationalen Gefühle Herr werden zu können, und beschloß, die Eroberung des Landes ernstlich ins Auge zu fassen und sein schwer erschüttertes Ansehen durch persönliches Eingreifen an der Spitze einer starken Truppenmacht wiederherzustellen.

Aber das Heer, dessen er dazu bedurfte, stand in Preußen. Wollte er es von dort wegziehen — und wir sahen, daß dies in der Tat geschah —, mußte dafür eine diplomatische Sicherung eintreten, und das um so mehr, als in Oesterreich, wie Napoleon sehr gut wußte, kriegerische Neigungen mehr und mehr hervortraten. Eine Erweiterung und Festigung des französischen Imperiums im Südwesten des Erdteils war nur möglich, wenn ein zuverlässiger Freund des Kaisers dessen Interessen in Mitteleuropa wahrnahm. Dieser Freund konnte aber, wie die Sachen lagen, nur der Zar sein; nur wenn Rußland mit Frankreich fest verbunden blieb, verlor der spanische Freiheitskampf für Napoleon seine Schrecken. Rußland konnte bei seiner geographischen Lage einer Erhebung der zentralen Gebiete des Erdteils Nachdruck verleihen oder ihr zu gunsten des Kaisers entgegentreten. Des Zaren also mußte dieser sich versichern. Nun empfand Napoleon aber natürlich die Entfremdung sehr wohl, die zwischen ihm und seinem Bundesgenossen eingetreten war; er wußte, daß er sich auf Alexander nicht mehr unbedingt verlassen könne, und sagte sich, die russische Politik sei ja nicht unveränderlich. Seine Lage ließ es ihm aber in hohem Grade wünschenswert erscheinen, das Tilsiter Bündnis neu zu festigen, und so lud er denn den Zaren, um sich mit ihm zu verständigen und ihn wieder eng an sich zu fesseln, für den Herbst 1808 nach dem unter französischer Verwaltung stehenden Erfurt ein. Die Verstimmung Alexanders zu heben, schien ihm eine Begegnung und persönliche Aussprache durchaus erforderlich.

Mitte August 1808 erging die Aufforderung, und die Ungewißheit, wie der Zar sich ihr gegenüber verhalten, d. h. ob er bei dem napoleonischen Systeme verharren würde, mag dem Kaiser manche unruhige Stunde bereitet haben. Aber Alexander leistete der Einladung des Verbündeten, der „zu den großen Ideen von Tilsit" zurückzukehren schien, gern Folge; auch er knüpfte an eine persönliche Erörterung der schwebenden Fragen große Hoffnungen und erwartete von ihr die Regelung strittiger Punkte; vor allen Dingen meinte er, Napoleon, augenblicklich in prekärer Lage, würde ihm den ersehnten türkischen Besitz nicht mehr vorenthalten. Erfurt, damals noch wie zu der Zeit, als es dem großen Reformator die Stätte schwerer Seelenkämpfe war, ein Ort beschaulichen Stilllebens, wurde nun von Ende September bis Mitte Oktober das Zentrum der Welt, über deren Geschicke hier die Würfel fallen sollten. Die Zahl seiner Einwohner verdoppelte und verdreifachte sich, bald waren Herbergen wie Privathäuser von Fremden überfüllt, ja der Andrang wurde schließlich so groß, daß man, um die Gäste placieren zu können, aus Gotha Stühle

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

entleihen mußte. Und wenn Napoleon sich zu Tilsit als guter Akteur gezeigt hatte, so erwies er sich hier als gewandter Regisseur des figurenreichen Schauspiels. Gardegrenadiere und andere auserlesene Truppen rückten ein, die dem Imperator das nötige Relief geben sollten: Artillerie in die Zitadelle, Infanterie und Kavallerie in die Stadt und die umliegenden Dörfer; auch die berühmtesten seiner Marschälle und Generäle hatte Napoleon herbefohlen; eine recht augenfällige Schaustellung Bonaparte'scher Macht konnte in Wien dämpfend auf etwaige Kriegsgelüste wirken. Überall ein buntes Durcheinander von Militärs, Diplomaten, Hofleuten, Courieren und Geheimpolizisten, denen bald Schauspieler, Neugierige, Tagediebe wie Spieler von Profession folgten; rings, so weit man schaute, auf den sonst so stillen Straßen des durch französische Dekorateure wirkungsvoll herausgeputzten unscheinbaren Städtchens ein wirres Durcheinander von Equipagen, Reitern und Bagagewagen. Einheimische Handwerker und kaiserliche Hoffouriere waren in größter Hast bemüht, für die angekündigten hohen Gäste und ihre Begleiter Quartiere einzurichten; die für die Kaiser bestimmten Zimmer wurden mit Vasen, Statuen und kostbaren Stoffen geschmückt und die Wände mit Adlern und goldenen Bienen, den Enblemen der Herrscher, geziert. Und als alle Vorbereitungen vollendet waren, hielten die Fürsten und Herren, die der Kaiser entboten hatte, durch die Spalier bildende, schaulustige Menge ihren Einzug in die Stadt. Vier Könige und vierunddreißig Fürsten versammelten sich um den Herrn des halben Erdteils, die einen, für bisherige Huld zu danken, die anderen, auf künftige hoffend. Für Preußen kam des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, für Oesterreich der General Vincent, die Rheinbundstaaten waren durch ihre von Ministern und Hofchargen umgebenen Regenten oder durch die Thronerben vertreten; Jerome, der „luschtige" König von Westfalen, erschien im Kreise seiner Favoriten und Favoritinnen. Durch ihren Glanz erinnerte die Erfurter Zusammenkunft an die Fürstentage der großen deutschen Kaiser, aber auch nur durch ihn; waren jene Versammlungen Spiegelbilder unserer Herrlichkeit gewesen, so zeigte dieser Kongreß Deutschlands tiefe Erniedrigung. Das neue Imperatorentum stellte die alten dynastischen Mächte völlig in Schatten. Die deutschen Fürsten spielten die bescheidene Rolle von Statisten; selbst Kronen tragende Potentaten waren an dem politischen Himmel, der sich über der Stadt wölbte, nicht immer Sterne erster Größe. Als einst die elegante Equipage des Königs von Württemberg am Theater vorfuhr und der Tambour der Wache das Spiel dreimal rührte — eine Ehrenbezeugung, wie sie den Kaisern vorbehalten war —, herrschte ihn der kommandierende Offizier an: „Taisez-vous, ce n'est qu'un roi!"

Am 27. September langte Napoleon in Erfurt an und holte noch an demselben Tage den Zaren, der von Weimar kam, unter dem Donner der Kanonen und dem Geläut aller Glocken in die Stadt ein. An der Spitze des festlichen, durch lange Reihen französischen Militärs sich bewegenden Zuges ritten die beiden Kaiser, Alexander auf einem Pferde, das die Aufmerksamkeit seines Wirtes genau in der Weise hatte satteln und zäumen lassen, wie er es von Petersburg her gewohnt war; hinter ihnen ein gewaltiges Gefolge auf schnaubenden, wiehernden und unter dem Schenkeldruck ihrer Reiter tänzelnden Rossen. Wohin das Auge blickte, nickende Federbüsche, glänzende, gold- und silbergestickte Uniformen, die Brustteile mit Sternen und Kreuzen förmlich gepanzert und mit Ordensbändern geschmückt, unter denen das leuchtende Rot der Ehrenlegion und das matte Blau des St. Andreasordens sich zu einer gefälligen Farbenharmonie vereinigten. Lebhafter Verkehr, bei dem Napoleon den gastfreien Wirt spielte, entwickelte sich zwischen den beiden Monarchen; vormittags tauschten sie Besuche, gewährten Audienzen und hielten Revuen oder Paraden ab, die Nachmittage gehörten der Politik, und die Abende waren bald Empfängen, bald dem Theater gewidmet, in dem Talma vor dem „Parterre von Königen" und deren Gefolge spielte, das den Zuschauerraum mit ungewohntem Glanze füllte. Ganz ohne leise Verstimmungen ging es freilich nicht ab. Napoleons manchmal ziemlich rücksichtslose Art verleugnete sich auch hier nicht; und wenn er gelegentlich einer Parade die Tapfersten eines Regiments, das sich bei Friedland besonders gut gegen die Russen geschlagen hatte, vorrufen ließ und in Gegenwart des Zaren dekorierte, erinnert man sich unwillkürlich der Worte Talleyrands: „Wie schade, daß ein so großer Mann so schlecht erzogen ist!" Der „troupier" kam bei ihm gar zu leicht zum Durchbruch. Auch leichtes Mißtrauen schlich sich hier und da in den persönlichen Verkehr der beiden Kaiser ein und trat beispielsweise bei einem Spazierritte zutage; der Marschall Oudinot berichtet in seinen Memoiren darüber Genaueres. Fehlte es Napoleon an Zartgefühl, so war Alexander empfindlich, und eine leichte Schwerhörigkeit mag ihn, wie das ja öfter zu geschehen pflegt, besonders kopfscheu gemacht haben. Manchmal kam es sogar zu recht unerquicklichen Szenen. Napoleon, der, wie genugsam bekannt, bei politischen Erörterungen theatralische Effekte liebte, warf einst bei einer erfolglosen Aussprache — ob in echtem oder in gemachtem Zorne, bleibe dahingestellt — seine Kopfbedeckung zu Boden und trat darauf. Doch da Alexander, der die Effekthascherei durchschaute, gelassen blieb, beruhigte sich auch der Kaiser bald wieder. Aber von solchen Verstimmungen merkten Fernerstehende nichts; der allgemeine Eindruck war der, daß völliges Einvernehmen in der Politik Rußlands und Frankreichs herrsche und das persönliche Verhältnis der Monarchen Gegensätze absolut ausschließe. Im Kreise der Vertreter der Legitimität, die sich in serviler Untertänigkeit zu übertreffen suchten, erschienen beide als unzertrennlich verbundene Freunde, und in augenscheinlich recht behaglicher Stimmung soll einst — nur für Liebhaber von Anekdoten sei daran erinnert — Napoleon in dem Bewußtsein des self-made man den emsig Lauschenden eine Geschichte erzählt haben, die mit den Worten begann: „Als ich noch Artillerie-Leutnant war . . ."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Rein äußerlich betrachtet, atmete also alles Freundschaft und Eintracht, und die ununterbrochene Reihe der Feste ließ es Nichteingeweihten kaum zum Bewußtsein kommen, wie schwierig sich die Verhandlungen am grünen Tische gestalteten. Eins war Napoleon klar: Rußland hatte die preußische Allianz nur deshalb mit der französischen vertauscht, weil es sicher auf den Erwerb osmanischen Gebietes rechnete; eine Abschlagszahlung nach dieser Richtung mußte also gewährt werden. Schon Anfang 1808 war es den in Petersburg beglaubigten französischen Diplomaten kein Geheimnis mehr, daß nur eine Realisierung seiner lange gehegten orientalischen Hoffnungen die Politik Alexanders in den Bahnen von Tilsit erhalten könne, und Romanzow gab Champagny, dem französischen Minister des Äußeren, der im August 1807 das Portefeuille des mit der Politik Napoleons nicht mehr einverstandenen Talleyrand übernommen hatte, in Erfurt klar und deutlich zu verstehen, daß der Zar es satt habe, sich mit phantastischen Bildern abspeisen zu lassen. Wollte der Kaiser also an Alexander einen zuverlässigen Wächter gegen Preußen und Österreich gewinnen, mußte er Entgegenkommen zeigen. So bestätigte er ihm den Besitz des mittlerweile von den russischen Truppen eroberten Finnlands und gab ihm freie Hand gegen die Pforte; die Einverleibung der Moldau und der Walachei in das russische Reich und die damit erreichte, heiß ersehnte Donaugrenze würde, so glaubte er, den Ehrgeiz des Zaren zufrieden stellen. Alexander aber war mit viel weiter gehenden Wünschen nach Erfurt gekommen; er hatte davon geträumt, daß ihm eine Aufteilung der Türkei auch deren Hauptstadt preisgeben würde; er dachte, am Bosporus den Thron des großen Konstantin neu zu errichten, und sah im Geiste schon die Kiele seiner Kriegsschiffe die Wogen des goldenen Hornes durchfurchen. In solchen Erwartungen fand er sich nun getäuscht; trotz aller Höflichkeiten und Aufmerksamkeiten, die ihm erwiesen wurden, erkannte er mit jedem Tage deutlicher, daß er auf Verwirklichung dieses seines Lieblingsplanes nicht zu rechnen habe. Aber schließlich kam am 12. Oktober auf Grund der erwähnten französischen Konzessionen doch ein neues geheimes Bündnis zwischen den beiden unterhandelnden Mächten zustande, zumal sich Napoleon nun auch dem Zaren gegenüber verpflichtete, das Gros seiner Truppen aus Preußen zurückzuziehen, und dem Bundesgenossen, wenn auch nur widerstrebend, dadurch einen überzeugenden Freundschaftsbeweis gab, daß er auf dessen Fürsprache dem Könige von Preußen einen erheblichen Nachlaß der ihm auferlegten Kriegskontribution bewilligte. Sehen wir nun, welche Zugeständnisse Alexander machte. Zunächst wurde, Napoleons Wünschen entsprechend, festgesetzt, daß der Kampf gegen England fortzuführen und die Kontinentalsperre aufrecht zu erhalten sei; auch verpflichtete sich der Zar, Frankreich beizustehen, falls es während der projektierten Eroberung der pyrenäischen Halbinsel von Österreich angegriffen würde. Napoleons Wunsch, Rußland möge diesen Staat zu einer Erklärung über seine fortgesetzten Kriegsvorbereitungen auffordern oder ihn gar durch eine Demonstration zwingen, davon abzulassen, erklärte Alexander allerdings nicht erfüllen zu können. Und mit Recht; rüstete Österreich ab, so steigerte sich die Überlegenheit Napoleons in Mitteleuropa in beunruhigender Weise. Außerdem wurden manche der Tilsiter Abmachungen, die Napoleons Interessen wahrnahmen, wiederholt, unter anderem auch Joseph als König von Spanien anerkannt. Zu solchen Konzessionen war Alexander bereit, trotzdem der in Erfurt anwesende, noch immer einflußreiche Talleyrand, sich mit seinem weitmaschigen Gewissen abfindend, ihn warnte, auf Napoleons Vorschläge leichten Herzens einzugehen. Schließlich muß noch ein Punkt erwähnt werden, der für die französisch-russischen Beziehungen von der größten Bedeutung werden sollte. Es handelt sich um die Trennung der bestehenden napoleonischen Ehe und das Eingehen einer neuen mit einer der Schwestern Alexanders. Schon lange vor der Erfurter Zusammenkunft zirkulierten Gerüchte über eine zu erwartende Scheidung Napoleons von Josephine, die aber mehr der Eifersucht liebenswürdiger Verwandten, zumal der Schwägerinnen der Kaiserin, als den Wünschen des Kaisers ihre Entstehung verdankten. Aber in Erfurt verhandelte man offiziell über diese Frage. Napoleon selbst bezeichnete die Trennung seines Ehebündnisses als eine unabweisbare Notwendigkeit, und Talleyrand wie Caulaincourt wurden beauftragt zu erforschen, wie Alexander über die Absicht des Kaisers denke. Der Zar schien sehr erfreut, erklärte sich aber außerstande, irgend eine bindende Zusage zu machen, da seine Mutter die Verfügung über die Hand einer ihrer Töchter jedenfalls als ein ihr zustehendes Recht in Anspruch nehmen würde.

Wenn wir nun nach dem Resultate der Erfurter Verhandlungen und nach der Stimmung fragen, in der die beiden Monarchen die Stadt verließen, so müssen wir sagen, daß Napoleon sein Hauptziel erreicht hatte: er konnte seine in Deutschland stehenden Regimenter gegen die spanischen Freiheitskämpfer verwenden. Untersuchen wir aber, ob er davon den erhofften Vorteil gehabt hat, wird es erlaubt sein, darauf mit einem entschiedenen Nein zu antworten. Denn die völlige Unterwerfung der Pyrenäenhalbinsel wurde infolge des bald ausbrechenden Krieges mit Österreich unmöglich, und das dem Zaren hinsichtlich der Eroberung türkischen Gebietes gemachte Zugeständnis trieb die Pforte England in die Arme, dessen Levantehandel ganz im Gegensatze zu den der Kontinentalsperre zu grunde liegenden Ideen dadurch natürlich mächtig aufblühte. Besser schloß der Zar ab, der sich als ein klug berechnender Staatsmann mit klarem Kopfe erwiesen hatte. Er erhielt den Besitz Finnlands zugesichert und konnte, wenn er auch auf Konstantinopel verzichten mußte, doch mit Recht hoffen, einen Teil der türkischen Spolien zu gewinnen. Wie in Tilsit Alexander, so war in Erfurt Napoleon der Unterlegene. Auf des Zaren Haltung werden Talleyrands Ratschläge nicht ohne Einfluß gewesen sein. Dieser Gentleman, der sich für alle Eventualitäten bei dem Gegner seines Herrn

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

eine Stellung sichern wollte, zeichnete ihm den Kaiser, wie er wirklich war, und zerstörte das Bild, das Alexander seit den Tilsiter Tagen sich von dem Bundesgenossen zusammenphantasiert hatte. Dessen Falschheit und Ländergier rückte der Exminister in das rechte Licht, und der Zar, der seine schönsten Hoffnungen vernichtet und sein Vertrauen getäuscht sah, lieh dem Verräter ein williges Ohr. Und in einer Beziehung hatte dieser nur allzu recht: Napoleon stand einer Erweiterung des russischen Gebietes an der Donau wenig wohlwollend gegenüber und stachelte nach wie vor die Pforte im geheimen auf, sich jeder Abtretung ihrer bedrohten Provinzen energisch zu widersetzen. Alles in allem blieb für Alexander trotz seiner Erfolge das zu Erfurt Erreichte hinter dem Erwarteten zurück; er kehrte keineswegs völlig befriedigt und um diese oder jene Illusion ärmer heim. Immer klarer wurde es ihm, daß er bei dem Zusammengehen mit Napoleon auf die Dauer seine Rechnung nicht finden würde. Rein äußerlich betrachtet, schien ein freundschaftliches Verhältnis zwischen Frankreich und Rußland hergestellt zu sein, aber für jeden, der einen Blick hinter die Kulissen der politischen Schaubühne werfen durfte, entpuppte sich die entente cordiale bald als eitel Blendwerk. Der Same der Zwietracht war gesät; Besorgnis und Mißtrauen hüben und drüben zeigen sich uns als die treibenden wie die retardierenden Momente schon bei den Erfurter Verhandlungen, und volles Vertrauen in die Aufrichtigkeit und Ehrlichkeit des anderen setzte keiner der beiden Kontrahenten. Das großartige, mit so viel Pomp inszenierte Schauspiel hatte eine innere Kräftigung des Bündnisses in Wahrheit nicht gezeitigt, und der Erkenntnis dieser Tatsache mußte auf russischer Seite die Entfremdung folgen; ihre Keime liegen hauptsächlich in den Erfurter Tagen. Schon während des Kongresses äußerte der Zar seinem Oheim Friedrich von Württemberg gegenüber, er hoffe auf eine weitere Entwicklung der spanischen Angelegenheiten in der bisherigen Weise; eine dadurch herbeigeführte Schwächung Napoleons würde ihn instand setzen, Revanche zu nehmen für die Rolle, die er in Erfurt spiele (Häusser: Deutsche Geschichte vom Tode Friedrichs des Großen bis zur Gründung des deutschen Bundes). Äußerlich blieb das Verhältnis der Höfe von Paris und Petersburg zunächst zwar noch ausgezeichnet; die Politik — und sie war nach der Anschauung, die Napoleon im Verlaufe der viel besprochenen Erfurter Unterhaltung Goethe gegenüber vertrat, das Schicksal — gebot trotz aller mit Fleiß verhüllten Differenzen zunächst noch ein Zusammengehen, d. h., der Zar segelte weiter im französischen Fahrwasser, so skeptisch er auch den Freundschaftsversicherungen seines Bundesgenossen gegenüberstand, und so fern ihm nach den jüngsten Erfahrungen blinde Hingebung an die napoleonische Sache lag. Ja er bevorzugte den Vertreter Frankreichs dermaßen, daß die Hofgesellschaft meinte, bald würde dieser es sein, der die Ukase redigiere.

Napoleon war mittlerweile nach Spanien gegangen, dort die Ehre der französischen Waffen herzustellen. Er widmete sich der Lösung dieser Aufgabe mit der ihm eigenen Energie. 250000 wohlgeschulte Krieger führte der große Feldherr gegen 90000 Mann neu ausgebildeter, schlecht gerüsteter und schlecht disziplinierter Truppen; da konnte der Erfolg nicht zweifelhaft sein. Nach einem glänzenden Siege an dem über die Somosierra führenden Passe, wo leichte polnische Kavallerie — wie richtig beurteilte der Kaiser die soldatischen Tugenden dieses Volkes! — todesmutig eine spanische Batterie erobern half, zog er am 4. Dezember in Madrid ein und gab seinem Bruder die Krone zurück. Auch ein englisches Heer unter Sir John Moore zwang er die Halbinsel zu räumen. Aber an anderen Stellen fochten die Spanier, wenn auch nicht immer glücklich, so doch mit dem alten Ruhme. In dem Lorbeerkranze, den sie sich wanden, bildet die heldenmütige Verteidigung Saragossas ein hell schimmerndes Blatt. Die Festung fiel zwar schließlich im Februar 1809, aber nie, berichtet der Marschall Lannes, der fünfzehn Jahre von Schlachtfeld zu Schlachtfeld geeilt war, habe er einen Verzweiflungskampf gesehen wie diesen; Straße um Straße und Haus um Haus mußten die eindringenden Franzosen erkämpfen. Der Kaiser hatte Mitte Januar das Land schon wieder verlassen und sich nach Paris begeben. Seine Rückkehr war geboten; Österreich rüstete in Besorgnis erregender Weise, und ein neuer Krieg mit der Donaumonarchie schien unvermeidlich. Auch glaubte er wohl, die Spanier dauernd unterworfen zu haben; immer noch täuschte er sich über die fanatisierten Massen innenwohnende Kraft. Mit aller Leidenschaft, die politische und religiöse Begeisterung zu erwecken vermag — im Frühling 1809 war der Kirchenstaat in aller Form Frankreich einverleibt und der Papst gefangen nach Savona geführt worden —, kämpfte das zäh ausdauernde Volk seinen Heldenkampf weiter, und bald deckte spanische Erde die Leiber ungezählter französischer Krieger, oft gerade der besten. Erst mit dem Sturze Napoleons trat hier Ruhe ein.

Begreiflicherweise spornte aber der Ruhm der jenseit der Pyrenäen streitenden Scharen die Patrioten anderer Länder zu dem Versuche, es ihnen gleich zu tun, und so blieben ihre Heldentaten auch nicht ohne Einfluß auf die österreichische Politik. Die habsburgische Monarchie, die alte Vormacht Mitteleuropas, war von Frankreich arg gedemütigt worden, und ihr Herrscher wünschte, noch einmal an die Entscheidung durch das Schwert zu appellieren; hatte man doch in Wien den Frieden von 1805 immer nur als einen Waffenstillstand angesehen, als eine Fessel, die zerrissen werden müsse, sobald die Kräfte dazu vorhanden seien. Vielleicht mit Recht glaubte sich das österreichische Kaiserhaus nach der Depossedierung der spanischen Königsfamilie in seiner politischen Existenz bedroht; Kaiser Franz, zwar weder ein großer Geist, noch ein starker Charakter, erinnerte sich der ruhmvollen Vergangenheit seines Hauses, und seine temperamentvolle dritte Gemahlin, Maria Ludovica, stand den zum Kampfe treibenden Kreisen nahe. Einen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

beredten Fürsprecher erhielt die Kriegspartei auch an dem Grafen Metternich, dem österreichischen Botschafter in Paris, dem von Napoleons Helfer Talleyrand allerhand vertrauliche Mitteilungen gemacht wurden, die Österreich zum Losschlagen animieren sollten; denn nur für den Fall, daß Frankreich der angegriffene Teil war, hatte Rußland sich zum Beistande verpflichtet. Hoffnungsfreudiger als bisher rüsteten die habsburgischen Lande zum Kampfe gegen den Gewaltigen, und sie hatten ein Recht dazu. Stadions, des ebenso befähigten wie vaterlandsliebenden Ministers, Maßnahmen auf dem Gebiete der Verwaltung und die unter den Auspizien des Erzherzogs Karl, des ersten Paladins der Monarchie, eingeführten militärischen Reformen hatten Staat und Heer gekräftigt. So griff man im Frühling 1809, getragen von fester Siegeszuversicht, zu den Waffen. Napoleon kam dieser Krieg höchst ungelegen; er mußte seine Kräfte teilen und zugleich am Ebro und an der Donau kämpfen. Aber mit Begeisterung folgten die rheinbündischen Truppen den Fahnen ihres Protektors; sie waren es hauptsächlich, die ihm in den ersten Gefechten um Regensburg den Sieg sicherten. Allerdings zeigte sich auch der Kaiser auf der Höhe seines Könnens; er gab hier nach einer von ihm auf St. Helena getanen Äußerung seine beste strategische Leistung: fünf aufeinander folgende Tage brachten ihm ebenso viele Siege. So hatte er sich den Weg nach Wien gebahnt; am 13. Mai zog er in die österreichische Hauptstadt ein. Dann freilich mißlang dem bisher Unüberwindlichen der erste große Schlag: nachdem auf dem Marchfelde, wo einst der Ahnherr der Habsburger die Machtstellung seines Geschlechtes begründet hatte, bei Aspern am 21. und 22. Mai erbittert gekämpft worden war, sah die sinkende Sonne des letzten Tages ein ungewohntes Schauspiel: Napoleon und die Seinen räumten, besiegt, das Schlachtfeld. Doch der erfolgreiche Feldherr, der Erzherzog Karl, gefiel sich nach der Schlacht in der Rolle des Cunctator; so brachte sein Triumph keine Entscheidung. Napoleons Genius aber leuchtete niemals heller als nach einem Unfalle; auch für seine Sterne mußte es Nacht sein, wenn sie strahlen sollten. Durch wahrhaft erstaunliche Regsamkeit des Körpers wie des Geistes, durch volle Entfaltung seines bewundernswerten Organisationstalentes wußte er die launische Glücksgöttin, die ihm den Rücken gewandt hatte, zu einem neuen Beweise ihrer Gunst zu zwingen: Anfang Juli gelang es ihm, bei Wagram den Sieg an seine Fahnen zu bannen. Die nächste Folge der österreichischen Niederlage war der Abschluß des Waffenstillstandes von Znaym; ihm folgte drei Monate später der Wiener Friede, in dem Österreich ein Viertel seines Gebietes wie seiner Bewohner verlor und — was besonders hart war — vom Meere abgedrängt wurde.

Fassen wir nun die Wirkung ins Auge, die der französisch-österreichische Krieg auf das Verhältnis Rußlands zu Frankreich ausübte. Wir sahen, daß die Beziehungen der beiden Mächte nach dem Erfurter Kongreß, äußerlich betrachtet, zunächst ganz freundschaftlich waren; aber der Sommer 1809 sollte darin eine Änderung herbeiführen. Bereits Anfang des Jahres war Fürst Karl Schwarzenberg nach Petersburg gesandt worden, um russische Hülfe in dem bevorstehenden Kampfe für Österreich zu gewinnen — natürlich vergebens; man dachte dort nur an das eine: die in Erfurt verheißene Beute einzuheimsen. Die moskowitischen Vergrößerungspläne an der Donau berührten in Wien aber begreiflicherweise unangenehm, und so waren die Kreise der Hofburg schließlich einem Konflikte mit dem Zarenreiche gar nicht so abgeneigt. Und sie sollten ihn bald genug haben, denn als Österreich Napoleon den Krieg erklärte, mußte, den Erfurter Vereinbarungen gemäß, der Zar seine Regimenter im französischen Interesse marschieren lassen. Allerdings verspürte er, da ihm das sehnlichst begehrte Konstantinopel vorenthalten war, keine sonderliche Neigung, dem so wenig entgegenkommenden Bundesgenossen ausgiebigere Hülfe zu teil werden zu lassen, zumal er durch österreichische Vermittlung erfuhr, wie intensiv Napoleon bei der Pforte gegen ihn intriguiere. Bereits Mitte April hatte er in Wien vertraulich mitgeteilt, er werde das Schwert nur halb aus der Scheide ziehen und Feindseligkeiten mehr markieren; und in der Tat verhielten sich die in Galizien gegen den Erzherzog Ferdinand kämpfenden Russen auf höheren Befehl ziemlich passiv. Über einen Scheinkrieg kam man hier nicht hinaus, und die beiderseitigen Vorposten fraternisierten wohl bei einem Trunke. Alexander hatte gute Gründe, sich so zurückzuhalten; einmal wollte er seine Truppen für den Kampf gegen die Türkei schonen und dann der öffentlichen Meinung in Petersburg, die nach wie vor stark antifranzösisch war, ein Zugeständnis machen. Dies zweideutige Verhalten des Zaren bewirkte zwar immer noch, daß ein Teil der österreichischen Armee den Entscheidungsschlachten an der Donau fernbleiben mußte, aber die Gesamtleistungen der Russen entsprachen doch so wenig billigen Erwartungen, daß Napoleon zornig äußerte: „Des compliments et des phrases ne sont pas des armées!“ Die Verteilung der Beute führte dann zu neuen Spannungen. Im Frieden von Wien gab Napoleon das größere Stück des durch die Russen eroberten und von Österreich abgetretenen Galiziens an das Großherzogtum — diesen Titel führte es seit 1808 — Warschau; Rußland erhielt, was den mehr begehrlichen als hülfsbereiten Zaren sehr kränkte, das kleinere, freilich einen genügenden Lohn für die spärliche Hülfe. Aber das Schreckgespenst des Petersburger Hofes, die Wiederherstellung Polens, gewann durch diese auffällige Verteilung deutlichere Gestalt, und dadurch wuchs die Verstimmung zwischen Rußland und Frankreich naturgemäß ganz erheblich. Der Wiener Friede ließ die Tilsiter Freundschaft also weiter erkalten, und der Inhalt einer uns überlieferten Unterredung zwischen Alexander und seinem intimen Freunde, dem Fürsten Czartoryski, die Ende 1809 stattfand, zeigt uns, daß der Zar Napoleon mehr und mehr durchschaute Er erklärte ihn damals für einen Mann, dem zur Erreichung seiner Zwecke jedes Mittel recht und dessen ganze Handlungsweise das Resultat kalter Berechnung sei.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Eine einzige Möglichkeit zeigte sich noch, dem drohenden Konflikte vorzubeugen: wenn eine der von Napoleon während der letzten Jahre befolgten Politik entsprechende und, wie früher angedeutet, schon in Erfurt flüchtig erwogene Verbindung zwischen ihm und einer Großfürstin zustande kam. Nur Eins fehlte dem vom Schicksal so auffallend Begünstigten zur Krönung seines Glückes: der Mann, der im Begriffe war, ein Weltreich zu schaffen, hatte für dieses von seiner Gattin Josephine keinen Erben und meinte wohl nicht mit Unrecht, nur die Gründung einer Dynastie könne seinen Thron genügend festigen. Daher trug er sich mit dem Gedanken der Scheidung seiner ersten und Schließung einer neuen Ehe. Es waren nur politische Gründe, die ihn dazu trieben; die Trennung von Josephine wurde ihm nicht leicht, und er klagte, wie Frau v. Remusat uns in ihren Memoiren erzählt, Talleyrand gegenüber, daß er sich in den Geschmack und die Gewohnheiten einer jungen Frau werde einleben müssen. Er gehorchte einer zwingenden Notwendigkeit, aber er gehorchte ungern. Doch er brauchte einen direkten Erben; fehlte dieser, so war nach seinem Tode bei der Uneinigkeit seiner Verwandtschaft, unter der niemand unbestrittene Autorität besaß, die Existenz des Reiches gefährdet. Das Interesse Frankreichs forderte von ihm ein Opfer; da mußte sein persönliches Empfinden schweigen. Die Ehescheidung, von der Klatschbasen beiderlei Geschlechtes so lange gefabelt hatten — jetzt sollte sie also zur Wahrheit werden. „Die Liebe ist für mich das absolute Glück, und alles scheint mich anzulächeln — nur dann nicht, wenn ich von Dir getrennt bin", hatte der General Bonaparte einst seiner jungen Frau geschrieben (Masson: Napoléon et les femmes); und nun sollte er sie verlassen! Trotz gelegentlicher Treubrüche von beiden Seiten war das Verhältnis zwischen den Gatten keineswegs kühl. Wie Napoleon noch immer eine gewisse Neigung für Josephine empfand, so liebte diese den Mann jetzt glühend, mit dessen Empfindungen sie einst gespielt hatte. Auch in Purpur und Hermelin war sie in erster Linie Weib geblieben und wollte von den Forderungen der Politik nichts wissen; aber die herzzerbrechenden Szenen, zu denen es kam, machten den Kaiser, so schwer auch er unter der bevorstehenden Trennung litt, nicht wankend. Kopf und Herz traten in erbitterten Kampf; daß in solchem Falle bei einem Napoleon der erstere siegen mußte, ist klar. Die kirchliche Lösung der Ehe ließ sich leicht erreichen, da bei der Trauung ein Formfehler vorgekommen war. 1796 nur bürgerlich, ohne Sanktion durch den Mund eines Geistlichen, geschlossen, war sie 1804 zwar auf Veranlassnng des Papstes durch Napoleons Oheim, den Kardinal Fesch, eingesegnet worden, aber nicht in Gegenwart des zuständigen Seelsorgers, des parochus loci, wie es nach kanonischem Rechte erforderlich gewesen wäre. Von dem gefangenen Papste war nun freilich ein Napoleons Wünschen entsprechendes Urteil in seiner Scheidungsangelegenheit nicht zu erwarten; aber der Kaiser berief eine Kommission gefügiger Prälaten, und diese behandelte die Angelegenheit in seinem Sinne; am 10. Dezember erklärte eine erzbischöfliche Entscheidung die kirchliche Trauung wegen eines Formfehlers für ungültig. Fünf Tage später erfolgte dann — auch der Senat hatte seine Zustimmung ausgesprochen — die Trennung der beiden Gatten; Josephine ergab sich, wenn auch unter den schwersten Seelenkämpfen, in den Willen des geliebten Mannes.

Bis hierher also hatte sich alles ganz nach Wunsch entwickelt, und für eine Nachfolgerin war der Platz frei. Aber diese fand sich nicht so leicht. Napoleon sah es bei der gesamten Lage der Dinge für wünschenswert an, seinen Thron mit einer Fürstin aus der Sphäre der alten, angestammten Dynastien Europas zu teilen; nur eine Prinzessin aus vornehmem Hause konnte als zweite Gemahlin in Betracht kommen. Es zieht sich durch die ganze politische Existenz des Usurpators ein merkwürdiger Widerspruch; seine Herkunft und seine ganze Vergangenheit als eines Produktes der Revolution brachten ihn in einen schroffen Gegensatz zu den auf Grund geschichtlicher Entwicklung zur Leitung ihrer Völker berufenen Herrscherhäusern, und doch ist sein eifriges Streben darauf gerichtet, sich diesen gleichzustellen und — eventuell durch eine Ehe — als Vollberechtigter in ihren Kreis einzutreten. Durch die Verbindung mit einer Prinzessin aus altem Fürstengeschlechte hoffte er, einen Schein von Legitimität auch um sein junges Diadem zu weben. Er wußte nur zu gut: alles, was aristokratisch gesonnen war, haßte ihn bis zum letzten Atemzuge und sah in ihm nichts als den ehrgeizigen, vom Glücke begünstigten gekrönten Soldaten, als einen durch Schicksalslaune mit dem Purpur geschmückten großen Condottiere. Wohl konnte er die Heere der Fürsten auf hundert Schlachtfeldern schlagen, wohl vermochte er Throne umzustürzen und Dynastien zu ächten — gegen die Feinde, die auf den Parkettböden der fürstlichen Salons wider ihn fochten, war er machtlos. Daher verfiel er auf den nahe liegenden Gedanken, die politische Freundschaft Frankreichs und Rußlands und damit zugleich seine eigene Stellung durch familiäre Bande zu festigen; gerade an einer engeren Verbindung mit dem Petersburger Hofe mußte ihm bei seiner seit 1807 befolgten Politik weitaus am meisten gelegen sein. Durch den Versuchsballon, den er zu Erfurt hatte steigen lassen, war er zwar belehrt worden, daß der in den höchsten Regionen des Zarenreiches wehende Wind solchen Plänen nicht besonders günstig sei. Recht auffällig mußte es wenigstens erscheinen, daß acht Tage nach der Heimkehr des Zaren dessen einzige damals heiratsfähige Schwester, Katharina, durch Verlobung mit dem oldenburgischen Erbprinzen der Möglichkeit, Napoleons Gattin zu werden, entrückt wurde. Das Recht, über die Hand der Großfürstin zu verfügen, stand — wir lasen es bereits — nach russischem Brauche allerdings nicht Alexander, sondern der Zarin-Mutter zu, aber die unerwartete Wendung redete doch eine deutliche Sprache, und der Kaiser wird sie verstanden haben. Für diesen blieb, wenn er angesichts der ablehnenden Haltung der Zarenfamilie auf seinem Plane überhaupt beharren

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wollte, eventuell noch die jüngere, mittlerweile halbwegs herangewachsene Schwester Anna übrig, und trotz ihres jugendlichen Lebensalters erhielt schon im November 1809, als die Scheidung von Josephine noch nicht vollzogen war, Caulaincourt den Auftrag zu sondieren, ob man geneigt sei, Napoleon diese zur Gemahlin zu geben. Alexander, der dadurch in eine peinliche Lage kam, antwortete durchaus korrekt, es sei Sache seiner Mutter, der verwitweten Zarin Maria Feodorowna, darüber zu entscheiden; diese aber — das war offenes Geheimnis — besaß von Sympathie für Napoleon nicht eine Spur. Einstweilen ließ man des Kaisers Gesuch, trotzdem eine schleunige Erledigung der Angelegenheit von Paris aus dringend gewünscht wurde, längere Zeit unbeantwortet. Die Gründe für dieses bescheidene Maß von Entgegenkommen dürfen wir hauptsächlich wohl in dem geringen Vertrauen suchen, das man dem Bestande des französischen Bündnisses entgegenbrachte, sodann aber auch in der Abneigung des Zaren, dem Parvenu, der ihm immer unsympathischer wurde, seine Schwester zur Frau zu geben. Als nun Caulaincourt, von Napoleon gedrängt, die Zarin-Mutter um endgültigen Bescheid bat, erklärte diese, in eine Heirat ihrer Tochter Anna bei der Jugend der Prinzessin — sie war kaum sechzehnjährig und wenig entwickelt — überhaupt nicht vor zwei Jahren willigen zu können, was, wie die Sachen lagen, einer Ablehnung gleich kam; ja Alexander stellte dem Gesandten unter Versicherungen seiner Zuneigung für den Kaiser sogar die Schrecken einer zänkischen Schwiegermutter vor Augen, wie Napoleon sie durch die geplante Ehe erhalten würde. Caulaincourts Bericht ging am 6. Februar 1810 in Paris ein, und nun zeigte sich der Vorrat an Geduld, über den der Kaiser verfügte, begreiflicherweise erschöpft. Er fühlte sich tief verletzt, da er an dem Punkte getroffen wurde, wo er besonders empfindlich war; deutlich erkannte er: man betrachtete ihn auch am Zarenhofe als einen durch Bellonas Gunst zu herrschender Stellung emporgehobenen Krieger. Die Verhandlungen wurden sofort abgebrochen, und Napoleon, der, ohne die definitive Antwort aus Petersburg abzuwarten, bereits am Wiener Hofe wegen einer Verbindung mit der voll zur Jungfrau erblühten Erzherzogin Marie Luise, der ältesten Tochter des Kaisers Franz, hatte sondieren lassen, beschloß nun, dieses neue Projekt einer österreichischen Heirat möglichst bald zu verwirklichen. Aber die Petersburger Ablehnung hatte die Kluft zwischen den Verbündeten natürlich erweitert.

Und die gleichzeitigen Verhandlungen über eine andere Frage dienten nicht gerade dazu, sie zu überbrücken. Diese betrafen mal wieder Polen. Des Kaisers Spiel mit der polnischen Nationalität bereitete dem Zaren stete Sorge; die drohende Wiedererrichtung des zertrümmerten Thrones glich einem Schwerte, an dessen Griffe die Hand Napoleons ruhte. Einst hatte Alexander Caulaincourt gegenüber geäußert: wenn der Kaiser an die Wiederherstellung Polens denke, sei die Welt für die Tilsiter Verbündeten zu klein (v. Treitschke: Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert). Und doch gab der Wiener Friede dem Großherzogtum Warschau erweiterte Grenzen, und Napoleon kokettierte fortgesetzt mit dem hochgradig erregten Volke! Zwar hatte er sich in einem Vertrage vom 20. Oktober 1809 dem Zaren gegenüber verpflichtet, den Namen „Polen" in keiner öffentlichen Urkunde mehr zu gebrauchen; aber erst am 4. Januar 1810 unterzeichnete Caulaincourt ein Schriftstück, das die feste Versicherung enthielt, Napoleon denke an eine Wiedergeburt Polens nicht. Die Ratifikation durch den Kaiser sollte innerhalb eines Zeitraumes von 50 Tagen erfolgen. Das war ein neuer Grund, weshalb Alexander, der nun glaubte, hinsichtlich Polens ruhig sein zu können, den Heiratsantrag Napoleons ablehnte, worauf dieser sich weigerte, den Vertrag zu ratifizieren. Er erklärte zwar, Bestrebungen, die die Herstellung des Königreiches zum Zwecke hätten, nicht unterstützen zu wollen, aber er tat das in unverbindlicher Form und ganz im geheimen, da er keineswegs beabsichtigte, sich der Hilfe der Polen in einem Kriege mit Rußland, der nach allem, was vorgefallen war, nicht mehr zu den Unmöglichkeiten gehörte, dadurch zu berauben, daß er ihre so gern genährten Hoffnungen auf Erneuerung ihrer Selbständigkeit zerstörte. Wie leicht zu verstehen, gestaltete aber auch der Verlauf dieser Angelegenheit die Beziehungen der beiden Verbündeten nicht eben freundlicher.

Bei der seit geraumer Zeit zwischen Petersburg und Paris herrschenden Spannung wird es nicht wunderbar erscheinen, daß bereits Ende Januar 1810 gelegentlich eines Staatsrates, der in den Tuilerien abgehalten wurde, der Kaiser, als man die Frage erörterte, wo er eine neue Gemahlin suchen solle, ob in Rußland oder in Österreich, sich schließlich mehr für die Habsburgerin erwärmt hatte. Metternich, der viel gewandte Meister der Diplomatie, der vor dem Abschlusse des Wiener Friedens als Minister des Äußeren an Stadions Stelle getreten war, behauptet in seinen Memoiren, es sei Napoleon gewesen, der die ersten auf eine Familienverbindung hinzielenden Schritte in Wien getan habe; wollen wir jedoch den Akten der französischen Archive Glauben beimessen, so war er selbst der treibende Faktor. Wir sehen in diesem Punkte nicht ganz klar; jedenfalls aber stand das Projekt völlig im Einklang mit der Metternich'schen Politik, die nur ein einziges Ziel kannte: Sammlung der Kräfte für den einstigen Freiheitskampf. An diesem Programm änderte auch eine eventuelle Ehe zwischen dem Kaiser und einer habsburgischen Prinzessin nichts; im Gegenteil, sie sollte es durchführen helfen. Auch eine andere, die zweite Heirat Napoleons betreffende Frage ist — worauf bei dieser Gelegenheit hingewiesen sein mag — nicht völlig geklärt. Der ausgezeichnete Napoleonforscher Fournier vertritt (Deutsche Revue 1910, Novemberheft) die Ansicht, die russische Werbung sei garnicht ernstlich gemeint gewesen, sie habe nur einen Druck auf Österreich ausüben sollen; und in seinen Bahnen wandelt Heigel (Politische Hauptströmungen in Europa im 19. Jahrhundert). Doch dürfte — meiner Ansicht nach wenigstens — diese Behauptung siegreich widerlegt sein durch Adalbert Wahl in seiner „Geschichte des europäischen Staatensystems von 1789—1815".

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Es schien im ersten Augenblicke kaum denkbar, daß das Haus Lothringen-Habsburg sich verschwägern könne mit dem Usurpator, der es in vier blutigen Kriegen niedergerungen hatte, mit dem Erben der Revolution, die kaum von irgend einer anderen Macht so leidenschaftlich und so hartnäckig bekämpft worden war wie gerade von Österreich. Die trotz schließlichen Unterliegens doch so überaus ruhmreiche Erhebung des Jahres 1809 konnte durch die geplante Verbindung geradezu für entweiht gelten. Aber die politische Lage gebot zwingend, solchen Bedenken nicht allzu viel Gewicht beizulegen; man erwies sich sogar außerordentlich entgegenkommend. Der Staat der Habsburger, besiegt, gedemütigt und durch territoriale wie finanzielle Verluste zu einer Macht zweiten Ranges herabgedrückt, konnte einen von seiten des mächtigsten Fürsten der Welt gestellten Antrag auf Vermählung mit einer Erzherzogin unmöglich ablehnen, und um so weniger, als die nach einer abschlägigen Antwort immer noch denkbare Heirat Napoleons mit der Großfürstin das Bündnis von Tilsit fester zu knüpfen drohte, also eine große Gefahr für die Donaumonarchie heraufbeschwor. Diese aus dem Wege zu räumen, gab es kein zuverlässigeres Mittel, als durch das Knüpfen verwandtschaftlicher Bande sich eine Interessengemeinschaft mit dem Imperator zu sichern. Kaiser Franz, der, einer der eifrigsten Vorkämpfer der Legitimität, vor Jahresfrist sein eigenes Volk wie die Stämme Alldeutschlands zu den Waffen gerufen hatte gegen den Bedränger, brachte das Opfer, seine Tochter eben diesem Manne zur Frau zu geben. Es zeigte sich für Österreich mal wieder vorteilhafter zu freien, als Krieg zu führen. Der Biograph Marie Luisens, v. Helfert, vermutet — Beweise bringt er nicht —, daß dieser Fürstin ihr Schritt schwere Kämpfe gekostet habe, und es ist wahrscheinlich. Selbstverständlich konnte das aber einen Mann wie Napoleon, der gewohnt war, einer Welt seinen Willen aufzuzwingen, in der Verfolgung des einmal gefaßten Planes nicht irre machen. In ganz Wien herrschte übrigens lebhafte Freude, als die Verlobung bekannt gegeben wurde; man erblickte in dem geplanten Bunde ein Pfand des Friedens und die Aussicht auf mindestens einige Jahre Ruhe, in denen die schlimmsten Wunden würden ausheilen können. Die Geschmeidigkeit und das Akkommodationsvermögen der höfischen Kreise feierten glänzende Triumphe, und die leichtlebigen Bürger und Bürgerinnen der Kaiserstadt, die sorglosen, genußfreudigen Phäaken der Neuzeit, löschten bald die Flammen ihres einst so glühenden Hasses in den hochgehenden Wogen sich täglich steigernder Begeisterung für die neue politische Konstellation und trugen an ihren Gewändern mit Vorliebe Grün, die Lieblingsfarbe des Kaisers, zur Schau. Daß in das Glück des jungen Brautstandes hinein einer ausdrücklichen Weisung des auch jetzt kühl erwägenden Verlobten zufolge auf den Wällen Mantuas die Büchsen knallten, die in das treue Herz Andreas Hofers die todbringenden Kugeln sandten, berührte, soweit wir wissen, weder den Kaiser Franz und seine Tochter, noch die Einwohnerschaft ihrer Residenz besonders schmerzlich. Schon Mitte März fand in Wien die Vermählung durch Prokuration statt, eine Feier, bei welcher der Erzherzog Karl den kaiserlichen Bräutigam, seinen Gegner von 1809, auf dessen Wunsch vertrat; und derselbe Erzbischof, der im Lenze des verflossenen Jahres auf die ins Feld ziehenden Freiheitskämpfer den Segen des Himmels herabgefleht hatte, weihte nun den Bund des Siegers mit der Tochter des Besiegten. Anfang April wurde die zweite Trauung in Notre-Dame vollzogen; Königinnen trugen hier der Kaiserin die Schleppe. „Die Verbindung des Genius mit der Legitimität" (Heigel a. a. O.) war geschlossen, und Napoleon gerierte sich völlig als verliebter Ehemann. Noch von Erfurt aus hatte er an Josephine geschrieben: „Der Kaiser Alexander tanzt, ich nicht; vierzig Jahre sind vierzig Jahre" (Tatistscheff a. a. O.), und nun bemühte sich der Einundvierzigjährige, Walzer tanzen zu lernen, der Prinzessin von der schönen, blauen Donau zu Liebe, und die Hofgesellschaft erlebte es, den Schlachtenkaiser in heiterem Kreise mit seiner jungen Gattin Blindekuh spielen zu sehen!

Über eins freilich konnte alles Glück der Flitterwochen nicht hinwegtäuschen: die Beziehungen Frankreichs zu Rußland lockerten sich infolge der österreichischen Heirat ganz bedenklich. Das vergebliche Anklopfen beim Petersburger Hofe und die Wiener Werbung, die, wie man an der Newa sehr wohl wußte, schon vor dem Abbruche der russischen Verhandlungen eingesetzt hatte, dazu ihr Napoleons Wünschen entsprechendes Resultat erzeugten begreiflicherweise zwischen dem Kaiser und seinem nicht gerade angenehm berührten Verbündeten eine gewisse Gereiztheit. Napoleon verdachte es Alexander, daß dieser die Entscheidung über seinen Antrag hingezögert und zuletzt mit einer schlecht verhehlten Abweisung geantwortet hatte, und der Zar fühlte sich durch seines sogenannten Freundes überraschende Hinneigung zu Österreich verletzt. Die Annäherung Napoleons an die Habsburger ergab eine wichtige Verschiebung in der Stellung der europäischen Mächte zu einander; nicht ganz mit Unrecht sah Alexander in ihr ein Verlassen der Bahnen von Tilsit und begriff, daß er einst mit dem bisherigen Bundesgenossen auf Leben und Tod zu kämpfen haben würde. Die seitens des Zaren immer noch erhoffte Erwerbung Konstantinopels, die Österreich, das den russischen Einfluß auf der Balkanhalbinsel natürlich nicht gern wachsen sah, in hohem Grade unsympathisch war, wurde durch die eben geschlossene Ehe in weiteste Ferne gerückt, und ebenso blieb unverkennbar, daß die bisherige — wesentlich politische — Entfremdung noch gesteigert war durch eine mehr persönliche.

Werfen wir nun einen Blick auf die Lage Napoleons, wie sie sich zur Zeit seiner zweiten Eheschließung gestaltet hatte. Es schien, als solle nach der letzten Schilderhebung Österreichs, deren Niederwerfung den Ruhm des kriegskundigen Kaisers noch vermehrte, die Friedensgöttin mit dem Palmenzweige auf den Boden Europas zurückkehren, das so lange eine „Orchestra des Ares" gebildet hatte. Die Jahre 1810 und 1811 sind die friedlichsten des

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

napoleonischen Kaisertums. Den deutschen Kaiser wie den römischen Papst hatte dieser entthront, Österreich und Preußen gedemütigt und das „dritte Deutschland", den Rheinbund, fest mit seinen Interessen verknüpft; wie Italien nach der Okkupation des Kirchenstaates, so beugte sich Schweden, das im Januar 1810 der Sperre beigetreten war, seinem Willen, und der mächtige Beherrscher des nordischen Kaiserreiches segelte seit den Tagen von Tilsit und Erfurt den Kurs des französischen Staatsschiffes. Von Neapel bis zur Ostsee, von Cattaro bis zum Ozean, von Madrid bis Warschau gehorschte alles dem Winke des „Herrn der Erde". Dazu teilte seinen Thron mit ihm eine Prinzessin aus einem der ältesten und ruhmreichsten Fürstengeschlechter der Welt, wodurch seine persönliche Stellung eine andere, gehobenere geworden war; mindestens in den Augen der großen Masse umleuchtete ihn ein neuer Nimbus infolge der österreichischen Heirat. Und nun wurde ihm am 20. März 1811 der ersehnte Erbe geboren, der in seiner Wiege eine Königskrone und die Anwartschaft auf ein Kaiserreich fand. Wohl selten hat eine Zeit in so ausgesprochener Weise den Stempel ihres bedeutendsten Mannes getragen wie die napoleonische; kein Wunder, wenn sich der zum Cäsar emporgestiegene auch in die Rolle Karls des Großen hineinträumte. Aber dieser französische Imperialismus war ein arges Willkürregiment; was der Kaiser gestern schuf, stürzte er heute um, wen er heute groß gemacht, den demütigte er morgen. Die Welt des westlichen Europas, soweit es festländisch war, lag, wenn wir von Teilen Spaniens und Portugals absehen, gefesselt zu den Füßen eines Fürsten, dem nicht altgeheiligtes Völkerrecht Norm war, sondern ein von Leidenschaft gelenkter Despotenwille. Einst hatte der Kaiser sich für ein Werkzeug des Schicksals gehalten; in einer Unterredung mit der Herzogin von Weimar, kurz nach der Schlacht bei Jena, äußerte er: „Croyez moi, Madame, il y a une providence qui dirige tout et dont je ne suis que l'instrument" (v. Müller: Erinnerungen aus den Kriegszeiten 1806—1813); nun aber, auf dem Gipfel seiner Macht, glaubte er wohl kaum noch, Werkzeug der Vorsehung zu sein, sondern vielmehr deren Verkörperung. Seine scheinbare Demut hatte ihn schon früher nicht gehindert zu äußern, in zehn Jahren werde seine Dynastie die älteste in Europa sein. Es war eine schlimme Zeit für die Fürsten. Als die geistvolle Gräfin Marie Brühl, damals die Braut Clausewitzens, von jemand sagte, er sei glücklich wie ein König, fügte sie gleich hinzu: „Das Sprichwort muß sehr alt sein, denn jetzt geht es den Königen nicht mehr so gut".

Nur England, des Kaisers zähster Feind, gewissermaßen sein Fatum und der schärfste Dorn unter den Rosen, mit denen das Schicksal ihn so üppig krönte, stand noch aufrecht; das Genie des Imperators und die eiserne Willenskraft Britanniens kämpften fortgesetzt einen erbitterten Kampf. Aber nun schien es fast, als solle auch diese Macht unterliegen; die englischen Subsidien für die kontinentalen Mächte und die sonstigen Kriegsausgaben zehrten den Staatsschatz allmählich auf, und das Prohibitivsystem trieb das Land dem wirtschaftlichen Ruine zu. Die Vorräte häuften sich an infolge der Erschwerung der Ausfuhr — schon Ende 1809 lagerten in London 120 Millionen Pfund Kaffee (v. Peez-Dehn: Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre) —, und die Preise fielen; der Exporthandel, der 1809 einen Wert von 47 Milliarden Pfund Sterling repräsentiert hatte, sank 1811 auf 28 Milliarden (Friederich: Die Befreiungskriege), und in den Jahren 1810 und 1811 fallierten durchschnittlich 250 englische Handelshäuser im Monat. Daneben gingen die dreiprozentigen Konsols Ende 1810 auf 65 herab (Rose a. a. O.).

Frankreichs Vormachtstellung schien also wohl gefestigt, so sehr, daß seinem Herrscher leicht der Gedanke kommen konnte, jedes Maßhalten sei überflüssig, und ihn ein Hasten nach der Superiorität über alle Fürsten und Staaten Europas ergriff, das schließlich in einen dem Wahnsinn verwandten Taumel ausartete. Aber seine wirtschaftlichen Maßnahmen waren ein sicherer Weg, der bisherigen Apathie der Bedrückten ein Ende zu machen und sie in bittere Feindschaft zu verwandeln. Und auch im Reiche der Geister begann der Widerstand sich zu regen, auch das nationale Gewissen der Völker erwachte allmählich aus seinem tiefen Schlafe und wurde eine Macht, der selbst das napoleonische Regiment sich nicht mehr durchweg gewachsen zeigte. Neben den Heldenkämpfen der Spanier bleibt die Erhebung der Tiroler trotz ihres Mißerfolgs ein leuchtendes Beispiel hingebendster Vaterlandsliebe. So begann der majestätische und immer noch imposante Bau des gewaltigen Kaiserreiches nach und nach doch Spuren des Verfalls aufzuweisen. Schon 1809 hatte sich hier und da gezeigt, daß die französische Armee nicht mehr das war, was sie bei Austerlitz und bei Jena gewesen, und die durch die eben geschlossene Ehe herbeigeführte nahe Verbindung mit Österreich konnte infolge der durch Napoleon selbst veranlaßten Schwäche dieses Staates nicht als ausreichender Ersatz für die russische Freundschaft gelten. Immerhin lag aber im Herbst 1810 die Sache noch so, daß der Kaiser unter dem 15. September an seinen Bruder Jerome schreiben durfte: „Je suis en paix avec tout le monde et rien ne menace la tranquillité du continent".

Allerdings konnte es auch die Ruhe vor dem Sturme sein; drohende Anzeichen fanden sich genug. Blicken wir zunächst auf unser Vaterland. An Bundesgenossen hatte es Österreich 1809 zwar gefehlt, aber mit ihm waren die nationalen und patriotischen Sympathien von den Alpen bis zur Meeresküste gewesen; der Brand, den Napoleons gewaltsames Eingreifen in die Verhältnisse der Pyrenäenhalbinsel entzündet hatte, strahlte auch in Deutschland Hoffnung in die Herzen aller Vaterlandsfreunde. Schien es doch, als schriebe zu Fichtes „Reden an die deutsche Nation", in denen ein Volk für unbesiegbar erklärt wurde, das alles an seine Freiheit zu setzen bereit sei, die Muse der Geschichte in den blutigen spanischen Kämpfen selbst den Kommentar. Der meist seinen privaten Interessen oder stiller

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denkarbeit zugewandte Deutsche erwachte — am besten illustriert das die Wandlung, die sich in Preußen nach dem unglücklichen Feldzuge vollzog — und besann sich auf seine staatsbürgerlichen Pflichten; er langte wie der Goethe'sche Doktor Faust in seinem berühmten Monologe, vom Worte ausgehend, schließlich bei der Tat an, die, das kam ihm immer mehr zum Bewußtsein, allein die Geschicke der Völker zu gestalten imstande ist. Und eine nationale Gesinnung, wie sie unser anderer großer Dichter in seinem „Wilhelm Tell" zugleich verkündete und schürte, vermochte — Dörnberg, Schill und Friedrich Wilhelm von Braunschweig zeigten es — der Fremdherrschaft vielleicht doch gefährlich zu werden; es konnte eine Zeit kommen, wo auch Kanonen und Bajonette nicht mehr imstande waren, den mächtig anschwellenden Strom freiheitsdurstiger Begeisterung einzudämmen. Das Heldentum der Spanier erhitzte die Phantasie der deutschen Jugend erheblich mehr als alle Schilderungen des Erfurter Gepränges und führte insofern eine neue Zeit und einen Wandel in den bisher geltenden Anschauungen herauf, als die Regierenden erkannten, von wo den schwer bedrohten Thronen allein Rettung vor der geplanten Universalmonarchie Napoleons kommen könne; nur die Völker waren in der Lage zu helfen. Überall gärte es. Der im August 1808 an den Fürsten Wittgenstein gerichtete und von den Franzosen abgefangene Brief des Freiherrn vom Stein zeigte, wie es in Preußen aussah; allein das Bündnis zwischen Rußland und Frankreich schreckte König Friedrich Wilhelm III. im folgenden Jahre ab, gegen den Bedränger aufzutreten, und innerhalb des Rheinbundes, der bisherigen politischen und militärischen Domäne des Kaisers, wuchs die Opposition um so heftiger, je öfter junge Mannschaften für den spanischen Krieg angefordert, d. h. in ein offenes Grab getrieben wurden. Für die heiße Rachsucht, der jedes Mittel, den verhaßten Feind unschädlich zu machen, recht war, liefert das Vorgehen des jungen Staps den Beweis, eines Pastorensohnes aus Naumburg, der am 12. Oktober 1809 gelegentlich einer Truppenbesichtigung bei Schönbrunn Napoleon zu ermorden suchte, weil dieser, wie er äußerte, der Fluch seines Vaterlandes sei. Die Festigkeit, mit der der Jüngling zur Hinrichtung ging, machte auf den Kaiser tiefen Eindruck, und an ihn mag er in erster Linie gedacht haben, als er die Worte sprach: „Fort aus diesem Kriege, wo wir von tausend Vendéen umgeben sind!"

So glomm es in Deutschland unter der Asche, auf der Pyrenäenhalbinsel aber war es den Franzosen immer noch nicht geglückt, des lichterloh flammenden Brandes Herr zu werden. „Ideologen" nannte der Kaiser spöttisch alle diejenigen, die glaubten, daß ein göttlicher Funke in der Menschenbrust glühe, und lieber, für ihre Freiheit kämpfend, untergehen als, Sklaven gleich, vor seiner angemaßten Herrschermacht sich beugen wollten. Aber in Spanien sollte er zu seinem Schrecken die Wucht der Ideen kennen lernen und die Kraft, die sie der empörten Volksseele einzuhauchen vermögen. Immer noch ermüdeten Freischärler die kriegsgewohnten Truppen des Imperators, und mit Recht urteilte der Marschall Kellermann, daß die Köpfe der Hydra stets aufs neue wüchsen. Und in Portugal bewährte Wellington sein glänzendes Defensivtalent und zwang den Marschall Massena, vor der starken Stellung von Torres Vedras nach bedeutenden Verlusten zurückzuweichen. Kaiser Franz beurteilte die Verhältnisse sehr richtig, wenn er meinte: „In dem Kriege auf der Halbinsel liegt die Rettung der Welt." Und wie im Süden des Erdteils die französischen Heere, so stieß im Norden die Politik des Kaisers auf ernste Hindernisse: Schweden, wo im August 1810 der Marschall Bernadotte, der längst in starkem Gegensatze zu Napoleon stand, zum Kronprinzen und damit, wie dort die Dinge lagen, zum ausschlaggebenden Faktor der Regierung avanciert war, schien durchaus seine eigenen Wege gehen zu wollen. Kurz, die ganze politische Situation forderte von Napoleon gebieterisch, einen großen Schlag zu tun, der seine unbedingte Überlegenheit dokumentierte. Dann, aber auch nur dann, würden, wie mit Sicherheit prognostiziert werden konnte, der Gewalt der Tatsachen sich beugend, die aufsässigen Elemente zur unbedingten Botmäßigkeit zurückkehren.

Eine Sicherung seiner Stellung aufs neue ins Auge zu fassen war für den Kaiser um so mehr geboten, als auch im eigenen Lande, in Frankreich selbst, die Zahl derjenigen ständig wuchs, denen die bestehenden Verhältnisse nicht mehr als das erträumte politische Ideal erschienen. Wie die ganze übrige Welt, hatten lange Zeit auch die für alle Arten von Gloire so empfänglichen Franzosen die mit Recht gepriesene Staats- und Kriegskunst ihres Herrschers bewundert, besonders die letztere; daß Napoleon Kaiser wurde, verdankte er in erster Linie dem Umstande, daß er General war. Es hatte Momente gegeben, in denen ganz Frankreich ihm frenetisch zujauchzte, besonders die große Masse; ihr wurde ja in reichem Maße zuteil, was sie zu allen Zeiten und in allen Ländern erstrebt: panem et circenses; das Land gedieh materiell, und Unterhaltung verschafften die Siegesfeste des Herrschers. Durch sein Genie wie durch die Strömung der Zeit, die nach den entsetzlichen Wirren einen kräftigen Mann mit fester Hand leicht emporhob, war Napoleon auf den Thron getragen worden. Und um die Mitte des ersten Jahrzehnts des 19. Säkulums konnte die materielle Lage Frankreichs durchaus befriedigend erscheinen; die Landwirtschaft erholte sich nach den Stürmen der Revolution, und die Industrie blühte auf, da die englische Konkurrenz fehlte. Über See konnte man zwar nicht exportieren, weil die Briten das Meer beherrschten, aber in den von Frankreich abhängigen Staaten fand man ein umfangreiches Ausfuhrgebiet. Die öffentliche Meinung, schutzzöllnerischen Maßregeln seit lange geneigt, hatte die Sperre freudig begrüßt. Und gerade in der Heimat sah man den Kaiser seit seiner zweiten Vermählung mit ganz anderen Augen an: manche der alten Adelsfamilien, die sich bislang mit der Neuordnung der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Dinge noch nicht hatte befreunden können, ging jetzt zu Hofe, nachdem Napoleon durch seine Verbindung mit einer der angestammten Dynastien gewissermaßen als ebenbürtig abgestempelt war. Aber doch begannen allmählich in weiten Schichten des Volkes, das der Kaiser, wie er selbst äußerte, zwar mit einem sammtenen Handschuh, aber doch mit einer eisernen Faust regierte, erst leise, dann immer deutlicher, unverkennbare Zeichen des Mißbehagens sich geltend zu machen; mehr und mehr änderte sich die Stimmung zu ungunsten des Mannes, dem es wohl geglückt war, die Flamme der Begeisterung für sich und sein Tun zu entzünden, der aber auf die Dauer nicht vermochte, ihr neue Nahrung zuzuführen. Was Napoleon die Herzen seiner Untertanen vor allem entfremdete, war der Umstand, daß gerade er, dem man einst als einem Friedensbringer nach den Stürmen der Revolutionszeit entgegengejubelt hatte, sich als ein rast- und ruheloser Kriegsfürst erwies; nicht die Palme war sein Emblem, sondern das Schwert. Und die große Masse fühlte sich durch eine derartige Politik um so weniger zufriedengestellt, als sie den Zusammenhang manchen Kontinentalkrieges mit dem in erster Linie gegen England gerichteten Vorgehen ihres Herrschers nicht erkannte; viele seiner Handlungen, die von blindem Ehrgeiz eingegeben zu sein schienen, erwiesen sich erst bei tieferem Eindringen in die kaiserliche Staatskunst als unbedingte Erfordernisse zur Durchführung des „Küstensystems", wie er selbst wohl die Sperre nannte. Lange Zeit trug man, berauscht von dem militärischen Glanze, der, gleichsam magnetisch angezogen, die Trikolore umspielte, mit einem gewissen Stolze die Lasten, die das kaiserliche Regime auferlegte; man jauchzte den Siegesbotschaften zu und ließ an den Siegesfesten begeistert sein „Vive l'empereur!" erschallen. Aber auf die Dauer schien selbst dem für die Ehren des Schlachtfeldes gewiß genugsam begeisterten französischen Volke der Ruhm, der sich an seine Fahnen heftete, mit den Soldatenhekatomben, die man dem unersättlichen Moloch des Krieges Jahr aus, Jahr ein opferte, doch etwas zu teuer erkauft zu sein, und in der Presse wurden allmählich Stimmen laut, die sich in diesem Sinne äußerten. Nach dem glänzenden Feldzuge von 1805 fand kein Krieg Napoleons in Frankreich mehr rechte Billigung, allenfalls noch derjenige, der zum Tilsiter Vertrage führte, weil man das freundschaftliche Verhältnis zu Rußland als eine starke Garantie des kontinentalen Friedens ansah. Und ganz besonders schmerzlich empfand die Nation die ewig neuen Opfer an Menschen und Geld, die das nicht enden wollende spanische Unternehmen forderte, und unterzog es einer herben Kritik. Durch die Verwicklungen auf der Pyrenäenhalbinsel wurde es den Franzosen manchmal recht klar gemacht, daß die Ruhmesgöttin ihre Gunst nur um einen hohen Preis verkauft. Hauptsächlich war es die Aushebung, die nach und nach an Stelle der Werbung getretene Konskription, die allgemeine Unzufriedenheit erregte. Selbst in manchen Kreisen der Armee verlor sich die Freude an den militärischen Triumphen; zumal die Marschälle und Generäle waren kriegsmüde und sehnten sich nach friedlichem Genusse des unter so vielen Mühen Erworbenen. Auch ihnen war der Krieg in Spanien ganz besonders verhaßt, der unermeßliche Beschwerden und spärlichen Lorbeer brachte. Der Dienst im Heere wurde trotz der Begeisterung für ihren Kaiser, die viele französische Krieger noch immer beseelte, bei der großen Masse außerordentlich unbeliebt; man gewöhnte sich, den Aufruf zum Eintritt in die Armee wie ein Todesurteil anzusehen, und die Zahl der Refraktäre — so nannte man diejenigen, die sich der Dienstpflicht zu entziehen suchten — nahm stetig zu. Mobile Kolonnen mußten die in Berge und Wälder Geflüchteten einfangen.

Aber Napoleons bisherige Erfolge waren nicht nur soldatisch-staatsmännische, sondern auch wirtschaftlich-finanzielle gewesen. Und nun wurden selbst diese letzteren in Frage gestellt. Seit 1810 litt auch Frankreich unter den Folgen der Sperre. Als nämlich die fortwährenden Kriege eine Verarmung der europäischen Völker herbeigeführt hatten, waren diese nicht mehr imstande, französische Industrieerzeugnisse in dem Maße wie bisher aufzunehmen. Daher mußten zahlreiche Betriebe geschlossen werden, wodurch Tausende von Fabrikarbeitern brotlos wurden. Und auch hier übte der spanische Krieg seinen verderblichen Einfluß aus, da durch ihn Frankreich seinen wichtigsten Auslandsmarkt verlor und Überproduktion wie Absatzstockungen und infolge davon Zahlungseinstellungen sich in höchst unliebsamer Weise bemerkbar machten. Das alles wirkte um so empfindlicher, als das Jahr 1811 eine schlechte Ernte brachte. Und mancher, dem der Gang der Wirtschaftspolitik im übrigen höchst gleichgültig war, fühlte sich doch unangenehm berührt und wurde verstimmt, wenn er seinen Kaffee und seinen Zucker teurer bezahlen mußte als bisher oder gar auf solche Genüsse ganz zu verzichten gezwungen ward. So erregten die Sperrmaßregeln des Kaisers schließlich auch in Frankreich Erbitterung und förderten die Abkehr weiter Kreise von ihrem Urheber. Das Schwert traf den, der es schwang. Und eine Steigerung erfuhr diese Mißstimmung noch durch die ausnehmend verhaßten Steuern auf Tabak, Getränke, Salz und Fuhrwerk, die „droits réunis". Neben der Aushebung war es hauptsächlich die Finanzpolitik Napoleons, die die Franzosen sein Regiment immer schwerer ertragen ließ, und wir werden es verstehen, daß, wie Häusser uns in seiner „Deutschen Geschichte" mitteilt, 1814 die heimkehrenden Bourbonen mit dem Rufe begrüßt wurden: „Point de conscription, point de droits réunis!" Dazu entfremdete sich der Kaiser durch den Konflikt mit dem Papste viele seiner strenggläubigen Untertanen. Was er früher infolge seiner Versöhnungspolitik erreicht hatte, die durch ein Konkordat die Stellung der unter der Republik schwer bedrängten Kirche besserte, ging damit wieder verloren; jeder Franzose, der in dem sein schweres Geschick mit Würde tragenden Pius gläubig den Stellvertreter Gottes auf Erden verehrte, wurde durch dessen rücksichtslose Behandlung unweigerlich in eine

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

scharfe Opposition zur Regierung gedrängt. Und was vielleicht das Schlimmste war: die freie Meinungsäußerung über eingebildete oder wirkliche Mißstände im Leben des Staates wurde durch die Zensur rücksichtslos unterdrückt. Wohl gab es Leute, die der Stolz auf die siegreiche Armee und die kraftvolle Verwaltung wie vor allem der Haß gegen England, verbunden mit der Hoffnung, diesen Gegner schließlich doch noch am Boden liegend zu erblicken, über die Beschränkung der Presse, die hohen Steuern und die infolge der Sperre gesteigerten Preise, ja selbst über die lästige Konskription hinwegsehen ließ, aber nach der Ansicht breiter Schichten vermochten alle Vorzüge des kaiserlichen Regimes die Wunden nicht zuzudecken, die der Despotismus der Volksseele schlug. Und auch der neuen Kaiserin brachte man keine besondere Sympathie entgegen; Josephine war sehr beliebt und die Erinnerung an Marie Antoinette, die verhaßte „Autrichienne", noch zu frisch. Gut geschulte Spürnasen witterten schon den Leichengeruch des Kaiserreichs; ein Mann von feinster politischer Divination wie Talleyrand, der entschieden etwas von dem Instinkte der Ratten bei sinkendem Schiffe besaß, war gegen seine Dauer bereits in hohem Grade mißtrauisch, und der Marineminister Decrès äußerte während dieser kritischen Zeit in vertraulichem Gespräche: „Der Kaiser ist verrückt, vollkommen verrückt; er wird uns alle zu grunde richten" (Lanfrey: Histoire de Napoléon). Auch manchem anderen kam wohl der Gedanke, daß es vom Kapitol zum tarpejischen Felsen niemals weit gewesen ist. Bei einer zu Ehren des jungvermählten kaiserlichen Paares im Hause des österreichischen Botschafters Schwarzenberg zu Paris veranstalteten Festlichkeit entstand ein Brand; mit einem gleichen Mißgeschick hatten einst die Hochzeitsfeierlichkeiten der unglücklichen Marie Antoinette, der Tante der jungen Kaiserin, geschlossen. Lag es da fern, eine Parallele zu ziehen? Mußte dieser Unfall nicht in den Augen schwarzseherischer Leute als eine Drohung des Schicksals erscheinen?

Aber alle Sturmsignale wie die Seufzer der Unterdrückten wurden einstweilen noch übertönt durch Säbelgerassel und Sporengeklirr; Roß und Reisige schützten die steile Höhe, wo der Kaiser stand, und sein Ohr blieb taub gegen die eindringlichsten Warnungen. Und doch drängten alle Verhältnisse unerbittlich auf eine Änderung der gesamten Lage hin, eventuell eine gewaltsame. Vor allem mußte der handelspolitische Krieg mit England, die Ursache alles Unglücks, in einer für Frankreich ersprießlichen Weise zu Ende geführt, d. h. die Briten mußten zum Nachgeben gezwungen werden. Das konnte aber nur geschehen, wenn Rußland veranlaßt wurde, seinen zu Tilsit übernommenen, den völligen Ausschluß englischer Waren bedingenden Verpflichtungen auf das gewissenhafteste nachzukommen; und dazu ward jenseit des Niemen, wie mancherlei Anzeichen kund taten, die Neigung immer geringer. Den Zaren gefügig zu machen, blieb möglicherweise nur die ultima ratio, der Krieg, übrig. Führte der Kaiser ihn mit gewohntem Glück, war er aller Sorgen ledig; wurde Rußland zur peinlichsten Beobachtung des Prohibitivsystems gezwungen, so mußte über kurz oder lang auch England kapitulieren. Dann bekam die Welt ein anderes Gesicht: die verhaßte Sperre konnte beseitigt werden, Handel und Industrie atmeten auf, und die Unterwerfung der Landschaften von den Pyrenäen bis zu den Säulen des Herakles war, wenn der Imperator seine ganze Macht gegen sie ins Feld zu führen vermochte, ohne jeden Zweifel eine Frage der allernächsten Zukunft. Wie die übrigen Länder, konnte dann auch Frankreich ein goldenes Zeitalter des Friedens beglücken, das erlaubte, auf Konskription und hohe Steuern zu verzichten; der Presse brauchte kein Maulkorb mehr angelegt zu werden, und sicher ließ sich bei gutem Willen auf beiden Seiten dann auch ein modus vivendi mit der Kirche finden. So vielleicht malte sich in seinem klugen Kopfe der Imperator das Bild der künftigen Zeit.

Doch der Weg zum Lichte ging stets durch Nacht, und zunächst sah auch für Napoleon die Zukunft dunkel genug aus. Das Festland bedurfte absolut englischer Erzeugnisse; nichts beweist die Wahrheit dieser Behauptung besser, als daß Bourrienne, Napoleons Agent in Hamburg, sich — er überliefert es in seinen Memoiren — Anfang 1807, als er während des preußischen Feldzuges 50 000 Überröcke für die Armee des Kaisers beschaffen sollte, nicht anders zu helfen wußte als durch Bezug von England her. Diesen Verhältnissen Rechnung tragend, umging Napoleon sein eigenes Sperrverbot durch Erteilung sogenannter Lizenzen — Erlaubnisscheine — für Geld; so wurde die Einfuhr nicht zu entbehrender, aus den britischen Kolonien stammender Rohprodukte, vor allem der Baumwolle für die französische Industrie, ermöglicht. Aber auch ein lebhafter Schleichhandel vermittelte den Warenverkehr, denn Kolonialerzeugnisse erschienen den wohlhabenderen Klassen der festländischen Bevölkerung fast schon als etwas Unentbehrliches. Nach vielen Tausenden zählte die Schar der zum Teil sehr gewandten Schmuggler, und tausendfach waren auch die Wege, auf denen sie die verbotenen Handelsartikel herbeiführten. Hauptsächlich dienten Sizilien und Malta einem großartigen Schleichhandel als Stützpunkte, daneben wurde er schwungvoll von Helgoland aus betrieben; „Klein-London" nannte man diese Insel. Der spätere hannoversche Oberstleutnant Dehnel, der 1809 des Herzogs Friedrich Wilhelm von Braunschweig-Oels viel bewunderten Zug nach England mitmachte, teilt uns in seinem interessanten Buche „Rückblicke auf meine Militär-Laufbahn" mit, daß er nach der Landung des schwarzen Korps auf Helgoland durch hohe, unter freiem Himmel aufgeschüttete Kaffeehaufen gewatet sei; es fehlte an Vorratshäusern, alle Bohnen unterzubringen, die nach Deutschland eingeschmuggelt werden sollten. Und von anderer Seite hören wir, unebene Wege, an denen auf dem Felseneiland kein Mangel war, seien mit virginischen Tabaksbündeln ausgebessert worden, die dort so massenhaft lagerten, daß sie kaum irgend welchen Wert hatten. Auch auf neutralen, besonders amerikanischen, Schiffen kamen britische Güter, deren Ursprungsland natürlich falsch angegeben wurde, massenhaft nach dem Kontinente.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

In einer preußischen Denkschrift aus dem Jahre 1811 hieß es daher mit Recht: „Die Engländer durch Sperren vom Festlande auszuschließen, ohne Flotten zu haben, ist so unmöglich, als den Vögeln zu verbieten, bei uns Nester zu bauen" (v. Peez-Dehn a. a. O.).

Solchen seinen Intentionen geradezu hohnsprechenden Zuständen ein Ende zu machen, war Napoleon natürlich eifrig bemüht, und eins der Mittel, die dazu dienen sollten, erkennen wir in dem am 5. August 1810 erlassenen Tarif von Trianon. Dessen Bestimmungen entsprechend, wurde, so weit der Einfluß des Kaisers reichte, auf britische Kolonialwaren Jagd gemacht; was man fand, ward den Flammen übergeben, besteuert oder konfisziert als gute Beute für den französischen Staatsschatz. Ein Vorgehen gegen die englischen Industrieerzeugnisse folgte; das Dekret von Fontainebleau — es ist datiert vom 19. Oktober 1810 — erklärte allen aus britischen Fabriken stammenden Waren den Krieg bis aufs Messer; wo innerhalb des kaiserlichen Machtgebietes sie immer getroffen würden, sollten sie dem Scheiterhaufen verfallen sein. Und um dem Schleichhandel nachdrücklicher entgegentreten zu können, entschloß sich Napoleon zu einer sehr einschneidenden Maßregel. Die deutsche Nordseeküste war die Stelle, wo der Versuch eines Bruches der Sperre am ersten gemacht werden und auch glücken konnte; nicht mit Unrecht fürchtete der um die Sicherung seiner Zollgrenzen so ängstlich Besorgte, die unermeßlichen auf Helgoland lagernden Vorräte möchten sich besonders durch die Jade, die Weser und die Elbe nach Deutschland ergießen. Daher vereinigte er im Dezember 1810 Oldenburg, Bremen, Hamburg, ferner Teile des Großherzogtums Berg und des Königreichs Westfalen, ja sogar Lübeck mit dem französischen Kaiserreiche. Nebenbei mag ihn der Gedanke geleitet haben, daß es, falls er gegen Rußland zu ziehen gezwungen würde, für ihn außerordentlich vorteilhaft sei, diese Küste einer eventuellen englischen Landung gegenüber völlig in der Hand zu haben. Nun war aber die in Oldenburg regierende Dynastie mit der russischen nahe verwandt, beide entstammten dem Hause Holstein-Gottorp, und der oldenburgische Erbprinz hatte — von der Verlobung hörten wir oben — eine Schwester des Zaren geheiratet. Außerdem verbürgten die Tilsiter Abmachungen ausdrücklich die Integrität des Herzogtums. War nun auch schon genugsam bekannt, daß der stets kühl berechnende Imperator, sobald politische Erwägungen ins Spiel kamen, Rücksicht auf Gefühle nicht kannte, so nahm sein Vorgehen in der Oldenburger Frage doch geradezu eine den Zaren schwer beleidigende Form an. Die Depossedierung des Herzogs konnte als der erste offenkundige Beweis dafür gelten, daß das Tilsiter Bündnis aus den Fugen gehe; es begann allmählich, einem Schleier zu gleichen, der die feindlichen Gesinnungen der beiden Monarchen nur noch notdürftig verhüllte. Alexander, dem das provozierende Verhalten des Kaisers völlig überraschend kam, fühlte sich, zumal ihm ein stark ausgeprägter Familiensinn eigen war, denn auch in hohem Grade verletzt und äußerte: „Das ist eine Ohrfeige, die mir eine befreundete Macht vor den Augen Europas gibt". Im Frühling 1811 versandte er an die Mächte einen Protest gegen die Okkupation, dessen scharfer Ton durch den Hinweis auf den Fortbestand des Bündnisses mit Frankreich kaum abgeschwächt wurde, und Caulaincourts bevorzugte Stellung hatte ein Ende; dieser veranlaßte seine Abberufung und wurde durch den General Lauriston ersetzt.

Die für beide Teile gleich unerquickliche Oldenburger Angelegenheit fiel in eine Zeit, wo aus einem anderen Grunde die Spannung zwischen den formell befreundeten, in Wahrheit aber sich immer schroffer gegenübertretenden Mächten schon zu recht bedenklicher Stärke gediehen war. Der Zar hatte die Sperre immer nur sehr lax gehandhabt und wußte, daß er damit den heimlichen Wünschen seines Volkes, von dem sie perhorresziert wurde, entgegenkam. Manches russische mit Getreide, Holz, Hanf und Teer beladene Schiff löschte an den Kais der Themse gegen den Tilsiter Vertrag seine Ladung und lieferte den Engländern gerade das, was sie zum Seekriege brauchten. An Beschwerden darüber von seiten Napoleons hatte es allerdings nicht gefehlt, aber sie waren so erfolglos geblieben wie die Vorwürfe, daß die russische Regierung den Schmugglern durch die Finger sehe und auch damit die Wirkung des Systems vereitle. Und die wachsende Verstimmung fand bald neue Nahrung. Am 16. Oktober 1810 ließ Napoleon den Zaren auffordern, die neutralen in seinen Häfen liegenden Schiffe, namentlich die amerikanischen, mit Beschlag zu belegen, da die kolonialen Erzeugnisse, die sie an Bord führten, zweifellos britisches Eigentum darstellten. 2000 Schiffe mit gefälschten Papieren hätten im Jahre 1810 in der Ostsee verkehrt, und alle seien mit englischen Gütern befrachtet gewesen. Alexander aber, dem es natürlich nicht unbekannt war, daß Napoleon selbst Lizenzen ausstellte, erwiderte so höflich wie bestimmt, neutrale Fahrzeuge lasse er, da das über die Festsetzungen des Friedens von Tilsit hinausgehe, nicht konfiszieren; Rußland müsse die Kolonialwaren, deren es bedürfe, durch die Amerikaner beziehen, da jeder andere Weg verschlossen sei. Nun stand das eine fest: sollte die Sperre wirksam werden, mußte, soweit irgend tunlich, die europäische Küste dem Gebote des Kaisers gehorchen, und in der russischen Weigerung, seinen Wunsch zu erfüllen, lag eine ernstliche Gefährdung des Zweibundes. Von dem äußersten Mittel, den Zaren gefügig zu machen, dem Kriege, beschloß Napoleon allerdings auch jetzt noch abzusehen, aber bundesfreundliche Rücksichtnahme heischende Pflichten glaubte auch er nicht mehr anerkennen zu müssen, und so wurde der Oldenburger entthront. Schärfer Blickenden blieb bei diesen ewigen Reibereien nicht mehr verborgen, was die Zukunft bringen würde; sie erkannten, daß ein Zusammenstoß sich vorbereite, der, falls des Kaisers Hoffnungen sich verwirklichten, aus dem Bundesgenossen einen Vasallen machen mußte.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und doch konnte der Zar kaum anders handeln, als er tat; immer deutlicher kam es ihm zum Bewußtsein, daß die Freundschaft Napoleons ein unzureichendes Äquivalent sei für die großen Nachteile, die sie im Gefolge hatte. Für Rußland bedeutete der Beitritt zur Sperre geradezu wirtschaftlichen Selbstmord. Das moskowitische Reich war in erster Linie ein Ackerbau treibender Staat, dessen Hauptprodukte, Getreide, Hanf, Flachs, daneben auch Holz, Pelzwaren und Fette, früher namentlich nach England exportiert wurden, während man von dort Kolonialwaren und Bekleidungsartikel bezog. Nun fehlte dieser wichtige Markt; es kam kein Geld ins Land hinein, und das, was etwa noch darin war, floß -- zumal für französische Artikel, die man bei der schwach entwickelten eigenen Industrie einführen mußte — in die Fremde. So wurde die Handelssperre allmählich zu einer Last, die Rußland kaum noch tragen konnte; sie fraß wie ein Wurm am Marke des Staatshaushalts, und der völlige finanzielle Verfall war vorauszusehen. Die ganze Lage verlangte gebieterisch einen Wechsel der Handelspolitik; man mußte zu einer Verständigung mit dem merkantil so wichtigen Inselvolke zu gelangen suchen. Immer drückender wurde dem Zaren die Fessel, die ihn an Frankreich band, immer lästiger erschienen ihm die zu Tilsit übernommenen Pflichten. Bei seinem Volke war die französische Allianz von Anfang an auf lebhaften Widerstand gestoßen, und Alexanders sensibele Natur wurde durch diese Antipathie stark beeinflußt. Ja er bedachte vielleicht auch noch etwas anderes. Die russische Verfassung stellte sich, wie man wohl gesagt hat, dar als „Despotie, gemildert durch Meuchelmord." Nun waren die Adelskreise infolge der während der Sperre herbeigeführten Entwertung ihrer Güter nicht nur von Haß gegen Frankreich erfüllt, sondern begreiflicherweise auch in hohem Grade erbost auf den Urheber einer für alle Großgrundbesitzer so unheilvollen Politik, also gegen den Zaren selbst. Das ging so weit, daß die angesehensten Familien sich erbittert vom Hofe zurückzogen. Wer aber garantierte einem Szepterträger, dessen Vater nnd Großvater infolge von Palastrevolutionen durch Mörderhände umgekommen waren, sein Leben, wenn er sich den Unwillen seiner Magnaten zuzog? Aus allen diesen Gründen faßte der an und für sich schon leicht bestimmbare, wankelmütige und in seinen Freundschaften nichts weniger als beständige Alexander, ohne noch von dem Affront zu wissen, der ihm durch die Annexion Oldenburgs angetan war, den Entschluß, einen Schritt von weittragendster Bedeutung zu tun, durch den ein feindlicher Zusammenstoß mit Frankreich unabwendbar wurde. Am 31. Dezember 1810 erschien ein schon im Januar des nächsten Jahres verschärfter Ukas, der das Prohibitivsystem — wenigstens seinem Wesen nach — für Rußland aufhob. Alexander, dem, wie er zu Tilsit bewiesen hatte, plötzliche Änderungen seiner politischen Richtung, so zu sagen, im Blute lagen, schlug durch ihn einen völlig neuen Kurs ein: Waren, die zu Lande kamen — vorwiegend französische Seide, Wein und Luxusartikel — wurden, um die leeren Staatskassen zu füllen, mit hohen Zöllen belegt, dagegen alles, was auf dem Wasserwege einging — fast ausschließlich englisches Gut -- stark begünstigt, so unter anderem auch Kolonialprodukte, die eine neutrale Flagge deckte. Durch derartige Bestimmungen wurde die Sperre für Rußland natürlich illusorisch; sie bedeutete ein Abrücken von Frankreich: der Zar frondierte. Das kann im ersten Augenblick wunderbar erscheinen, wenn man bedenkt, was er der Freundschaft Napoleons alles verdankte; sie hatte es ihm 1807 ermöglicht, auf Kosten des preußischen Bundesgenossen sein Reich durch Bialystok und Umgegend zu erweitern, und ihm 1809 den Besitz Finnlands und Neugaliziens eingebracht; Frankreich war also den russischen Expansionsgelüsten keineswegs engherzig entgegengetreten. Wenn der Zar trotzdem den Bruch mit Napoleon herbeiführte, hatte er sicher einen sehr triftigen Grund; er wird sich gefragt haben, was es ihm nütze, seine Grenzpfähle immer weiter vorzuschieben, wenn das dahinter liegende Land infolge der Sperre wirtschaftlichem Ruin entgegenging. Genau genommen, war der Tilsiter Vertrag nichts als ein Waffenstillstand zwischen den beiden ihn schließenden Mächten gewesen, der zu Erfurt verlängert wurde. Jetzt hatte Alexander aus der Vereinigung mit Frankreich so viel Vorteil gezogen wie möglich; warum sollte er sich nun den französischen Handelsdekreten noch fügen? Er glaubte keine Veranlassung zu haben, auf Kosten der Wohlfahrt seines Landes Napoleon zu weiterem Aufstieg zu verhelfen. Es ergaben sich eben unausgleichbare Differenzen zwischen den russischen und den französischen Interessen, und Alexander wird immer deutlicher erkannt haben, daß ein friedliches Zusammenleben mit dem Kaiser auf die Dauer für ihn unmöglich sei. Seine Weigerung, die Verschärfung des Handelskrieges mitzumachen und neben englischen auch neutrale Schiffe zu konfiszieren, hatte beinahe schon wie ein Signal zum Kampfe geklungen — unabwendbar wurde der Zusammenstoß durch den Zolltarif vom Dezember 1810; wann er erfolgen würde, war nur noch eine Frage der Zeit. Eben in diesen handelspolitischen Verhältnissen lag der letzte Grund für den Krieg. Napoleon forderte strengste Beobachtung der Sperre, Alexander aber mußte sich notgedrungen von dem Zwange einer Verkehrsbeschränknng emanzipieren, durch die sein Land ruiniert wurde. Der Austritt des Zaren aus dem napoleonischen Systeme involvierte aber natürlich den Bruch; Alexander bedurfte keines allzu großen Scharfsinns, um sich zu sagen, daß der Kaiser seinen Abfall mit einer Kriegserklärung beantworten würde. So ist der 31. Dezember 1810 für die Beziehungen Rußlands zu Frankreich ein höchst wichtiger Tag. Und auch eine Frage wird der Zar sich vorgelegt haben: kam es über kurz oder lang zum Kriege zwischen Frankreich und ihm — wer sollte Rußland helfen, wenn England zu Boden gerungen war? So fand die Sperre ihr Ende; die Welt schickte sich an, die Bande zu sprengen, in welche die Kraft eines Giganten sie geschmiedet hatte. Seit Anfang 1811 gingen englische Waren — Kolonialprodukte wie Fabrikate — massenhaft in das Zarenreich

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

ein und wurden über Memel und Brody, ein galizisches Städtchen an der russischen Grenze, das sich schnell zu einem bedeutenden Stapelplatze entwickelte, nach Mitteleuropa gebracht.

Für die Tilsiter Allianz begann nun die Krisis; der Bruch war noch nicht da, aber Napoleon wurde doch vor die Frage gestellt, ob er den Zaren nicht mit Waffengewalt seinen Wünschen gefügig machen solle. Frankreichs wirtschaftliche Zustände wurden durch den neuen russischen Tarif schwer getroffen; schon bislang hatte man, wie wir sahen, mehr fabriziert als ausgeführt werden konnte, und nun ward auch der Export in das Zarenreich ganz erheblich beschränkt. Wenn Alexander in seinem Vorgehen keine Verletzung der Tilsiter Abmachungen erblickte — Napoleon war anderer Meinung. „Hier kann man sehen, wie ein großer Planet sich in einer falschen Richtung bewegt", äußerte er (Tatistcheff a. a. O.). Und gerade jetzt war der Abfall des Zaren höchst empfindlich. Die Herrschaft Napoleons ist nichts als eine langjährige, den Engländern gelieferte Schlacht. Nun schienen die rasch auf einander folgenden Blitze, die der Olympier durch seine Sperrdekrete geschleudert hatte, endlich den britischen Handel, diese einst so stattliche Säule, die dem Wohlstande des Landes zur Stütze diente, zertrümmern zu sollen, und infolge der ununterbrochenen Ausgaben für den Krieg war die englische Staatsschuld zu ganz erheblicher Höhe angewachsen. Leicht konnte unter diesen Umständen die Friedenspartei das Übergewicht gewinnen; es kam nur darauf an, die Sperre konsequent durchzuführen. Und nun versagte Rußland! Der Druck, den der Kaiser auf das Inselreich ausübte, verlor sofort an Gewicht, wenn dieser Staat die Sperrmaßregeln nicht streng durchführte; die Beherrschung möglichst weiter Küstenstriche des europäischen Festlandes war Grundbedingung für eine erfolgreiche Handhabung des Prohibitivsystems. Darum gab es für Napoleon kein Halten; wollte er England zwingen, durfte er die Unbotmäßigkeit des Zaren nicht dulden. Je näher er die endgültige Besiegung Großbritanniens zu sehen glaubte, desto weniger dachte er daran, seine Zollpolitik zu ändern, und nur im Bunde mit Rußland konnte er den Handelskrieg erfolgreich fortführen. Mit Recht äußerte er im Mai 1812 auf dem Fürstenkongreß zu Dresden: „Ohne Rußland ist das Kontinentalsystem widersinnig" (Fürst Czartoryski: Memoiren). Das Zarenreich mußte, falls sein Herrscher dauernd renitent blieb, gewaltsam zur weiteren Beteiligung an der Sperre gezwungen werden; erst wenn der Kaiser seine Douaniers in Petersburg stationiert hatte, durfte er hoffen, England den tödlichen Streich zu versetzen und „London in Moskau zu erobern". Und der weitschauende Kriegsfürst hatte schon, ehe es völlig klar wurde, daß der Zar aus dem ihm zu Tilsit übergeworfenen Netze entschlüpfen wollte, den Zug gegen Rußland von langer Hand vorbereitet. Der seitens der französischen Botschaft in Petersburg immer wieder betonte Gedanke, in den westlichen Gebieten des Staates große Futtermagazine zu errichten, beweist, daß Napoleon diese, die mit den Verkehrsmitteln damaliger Zeit nicht leicht aufgelöst werden konnten, einstmals zu eigenem Vorteil zu verwenden gedachte. Mit den eigentlichen Rüstungen begann er in aller Stille während des Frühjahrs 1811; Verhandlungen mit der russischen Regierung gingen zwar noch hin und her, aber jeder empfand dunkel, diese sollten nur dazu dienen, jene zu verdecken. Möglich, daß einen Mann wie Napoleon gerade das Ungeheure, Gewaltige reizte, weil es ein Prüfstein seiner Macht werden konnte; möglich auch, daß hoffärtiger Starrsinn, gepaart mit abergläubischem Vertrauen auf seine Unbesiegbarkeit, wie zahllose Triumphe es großgezogen hatten, seinen durch die politischen Verhältnisse erzeugten Drang, gegen Rußland loszuschlagen, stärkte. Jedes Maßhalten erschien ihm, wie Metternich meinte, als zwecklose Unbequemlichkeit, obwohl seine Erfahrungen aus dem Feldzuge von Eylau ihn hätten warnen sollen; sein sonst so scharfer Blick für das Tatsächliche ließ in dieser Frage den großen Realisten völlig im Stich. Wen das Schicksal verderben will, den schlägt es mit Blindheit. Und gerade er, der seine glänzenden Siege auf den Schlachtfeldern fast aller Länder Westeuropas hauptsächlich der meisterhaften Konzentration seiner Truppen verdankte — man denke an den Feldzug von 1809! — mußte nun mit langer Front kämpfen, die von den Küsten Portugals bis zu der russischen Grenze reichte; er dachte an die Eroberung Moskaus, während ihm auf der Pyrenäenhalbinsel Britannien seine Fänge in die Flanke schlug. Die spanische Wunde war noch offen, als der Konflikt im Norden des Erdteils sich vorbereitete; da schien die Frage wohl berechtigt: würden die Kräfte des Reiches, so riesig es war, genügen, den Kampf mit zwei Fronten erfolgreich zu bestehen? Vielleicht waren die beiden Kriege, der eine auf den Schneefeldern Rußlands und der andere in den gluthauchenden Tälern der spanischen Gebirge, selbst für eine Weltmacht wie die napoleonische zu viel. Seine besten Regimenter würde der Kaiser aus Spanien abrufen und zu dem russischen Unternehmen verwenden müssen. Aber der Gedanke an einen Alexanderzug gegen die Barbaren des Ostens hatte ihn in eine Art Rausch versetzt, und wenn in stillen Stunden seine phantasiebeschwingten Gedanken einen besonders kühnen Flug nahmen, sah er sich schon auf dem Wege von Moskau nach Indien. Selbst seine treusten Bewunderer meinten, er pendle in solchen Momenten „zwischen Bedlam und dem Pantheon" (Häusser a. a. O.).

Von derartigen sich widerstreitenden Ideen bestürmt, beschloß Napoleon endgültig den Krieg. Vor die Frage gestellt, ob er seine Zollpolitik und damit den Kampf gegen England aufgeben oder den Zaren durch Gewalt zur Erfüllung der in Tilsit eingegangenen Pflichten zwingen wolle, entschied er sich für das letztere; und etwas anderes zu tun blieb ihm in der Tat kaum übrig, wenn der Handelskrieg nicht ins Ungemessene dauern und durch ihn auch Frankreichs finanzielle Kalamität sich bis zur Unerträglichkeit steigern sollte. Wetterleuchten ging dem großen Gewitter, das heraufzog, voran. Als ihm in der polnischen Angelegenheit der Vorwurf hinterhaltiger Ränkesucht gemacht

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

wurde, hatte der Kaiser schon früher die nicht mißzuverstehende Antwort gegeben: „Ich intriguiere nicht, sondern führe Krieg mit 400000 Mann (v. Treitschke a. a. O.); und nun erklärte er dem obersten Handelskollegium, das ihn am 24. März 1811 zu der Geburt eines Thronerben beglückwünschte, in hochgradiger Erregung, er werde vom Scheitel bis zur Zehe gerüstet bleiben, um seinen Dekreten in der Ostsee Geltung zu verschaffen — eine Drohung an Rußland, die hinsichtlich ihrer Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig ließ. Völlig klar blickte die Welt seit dem 15. August, dem Geburtstage Napoleons, als dieser bei Gelegenheit einer Audienz des diplomatischen Korps dem russischen Botschafter Kurakin über das Verhalten des Zaren heftige, mit Drohungen untermischte Vorwürfe machte. Der nahende Sturm kündete sich an. Aber noch immer wurde hin und her verhandelt zum Zwecke einer Verständigung; jeder beteuerte seine Friedensliebe und schob dem anderen die Schuld an den Verwicklungen zu. Daß die Unterhändler erfolgreich sein würden, glaubte freilich wohl keine der beiden Parteien mehr, aber jede wollte den Bruch hinausschieben, bis ihre Rüstungen vollendet seien. Briefe, mit scharfen Spitzen gespickt, wurden gewechselt; schon im Februar 1811 verstieg sich Napoleon zu der Äußerung: „Eure Majestät hat keine Freundschaft mehr für mich; unsere Allianz besteht nicht mehr in den Augen Englands und Europas". Über die Schrecknisse eines Zuges nach Rußland war sich der Kaiser natürlich nicht im Unklaren; Caulaincourt hatte ihn zumal in betreff des dort herrschenden rauhen Klimas genau unterrichtet und ihm den Abgrund gezeigt, dem er eventuell entgegenschreiten werde. So haben ihm bange Zweifel am Gelingen oft sorgenvolle Tage bereitet und unruhige Nächte, die er schlummerlos auf dem Sofa zubrachte: vielleicht überstieg das Wagnis doch seine Kraft! Um sich zu ermüden, ging er auf Jagd oder machte weite Ritte (de Barante: Souvenirs). Aber was er war und was er hatte, verdankte er seinem Genie und seinem Glücke; würden die ihn nun plötzlich im Stiche lassen? Er war ja doch das erklärte Schoßkind der Siegesgöttin und der Krieg, wie er Metternich gegenüber äußerte, seine Lieblingsbeschäftigung! Aber auch der Zar täuschte sich nicht über den Ernst der Situation. Auf russischer Seite hatte man schon 1810 angefangen zu rüsten, denn man sah, was kommen würde. Geheimer Verkehr wurde schon lange, wie nicht unbekannt war, durch Napoleons Flügeladjutanten zwischen dem allzeit aktionslustigen polnischen Adel und den Tuilerien vermittelt, und Kurakin hatte sich Kopien geheimer Pläne des Kaisers zu verschaffen gewußt, die Alexanders Verdacht voll bestätigten; Rußland wurde in diesen Papieren als natürlicher Gegner Frankreichs bezeichnet. Auch gab man sich keiner Täuschung über die enorme Leistungsfähigkeit Napoleons und seine nahezu unerschöpflichen Hülfsmittel hin. Der Zar unternahm also ebensowenig wie sein Gegner den Krieg leichten Herzens. Der spätere preußische General Ludwig v. Wolzogen, vor Ausbruch des Krieges Vertrauter Alexanders, berichtet in seinen Memoiren, daß er diesen schon Mitte 1811 sehr ernst gestimmt fand bei dem Gedanken an das, was die nächste Zukunft voraussichtlich bringen würde. Er schwebte zwischen Furcht und Hoffnung und sah nur selten weniger schwarz, wie beispielsweise gelegentlich der Abschiedsaudienz Caulaincourts, dem gegenüber er äußerte: „Nous laisserons notre climat, notre hiver faire la guerre pour nous". Stark ausgeprägte Kriegslust herrschte dagegen in der Sphäre des russischen Hofadels, der schon bei einem in den Anfang des Jahres 1809 fallenden Besuche des preußischen Königspaares in St. Petersburg seinem ausgesprochenen Franzosenhasse durch überschwängliche den Gästen dargebrachte Huldigungen Ausdruck verliehen und nach dem Wiener Frieden immer mehr Terrain gewonnen hatte. Wie man in diesen Kreisen über den Ausgang des bevorstehenden Krieges dachte, zeigt folgender Vorfall. Als Napoleon schon auf russischem Boden stand, betraute Alexander einen seiner General-Adjutanten mit einem Auftrage an ihn. Diesen Offizier zog der Kaiser nach Erledigung der Geschäfte zur Tafel und fragte ihn — Taktlosigkeiten, die ihm gelegentlich unterliefen, erinnerten noch stark an die durch jakobinische Allüren beeinflußten Umgangsformen zur Zeit des Konvents —, wo der Weg nach Moskau gehe. Die Antwort ließ nicht lange auf sich warten; sie lautete — Balachof hieß der schlagfertige Kriegsmann, der sie gab —: „Sire, nach Moskau führen viele Wege, wie nach Rom. Karl XII. nahm den über Poltawa!" (Vandal a. a. O.).

Im Frühjahr 1812 wurde der Zar endlich des Versteckspielens müde; er ließ von Frankreich die völlige Räumung Preußens und des ebenfalls von kaiserlichen Truppen besetzten Schwedisch-Pommerns, ferner die Verringerung der in Danzig stehenden Garnison und die Anerkennung seines Rechtes, mit neutralen Staaten Handel zu treiben, verlangen. Fände er Entgegenkommen, sei er bereit, über eine Entschädigung für den Herzog von Oldenburg, die Napoleon angeboten hatte, und eine Ermäßigung der die französischen Waren belastenden Zölle zu unterhandeln. Diese Forderungen überstiegen gewiß nicht das zulässige Maß; daß der Kaiser den Fürsten Kurakin, der sie ihm unterbreitete, hart anließ, zeigte klar, er wollte den Krieg. Den diplomatischen Verkehr brach er zwar, um Zeit für weitere Verproviantierung zu gewinnen, auch jetzt noch nicht endgültig ab, aber er begab sich doch, damit er dem künftigen Kriegsschauplatze näher wäre, von Paris nach Dresden. Hier stellte im Mai der Mann, der sich als Lehnsherrn von sieben Königen und dreißig Fürsten betrachten durfte, in eitlem Gepränge seine Macht der staunenden Welt noch einmal zur Schau; die Vasallen, deren Länder er gerade jetzt aufs neue der Blüte ihrer Jugend beraubte, um diese in Rußland seinem Ehrgeize zu opfern, brachten ihm, manche freilich zähneknirschend, ihre Huldigungen dar. Wie durch die Abendsonne, ehe sie sich dem Untergange zuneigt, der ragende Berggipfel hell bestrahlt wird, so umspielte den Imperator des Westens noch einmal der leuchtende Schein des alten Glanzes; selbst die Herrlichkeit der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erfurter Tage wurde durch ihn in Schatten gestellt. Vielleicht darf man diese imposante Fürstenversammlung als eine letzte Warnung an Rußland und somit als eine Demonstration im Sinne des Friedens ansehen; aber sie war vergeblich. Als Alexander die durch den Grafen Narbonne überbrachten Forderungen Napoleons, den Abschluß eines französisch-russischen Handelsvertrages und die strikte Durchführung der kaiserlichen Zolldekrete, endgültig ablehnte, gab dieser seinen Truppen Befehl, den Niemen zu überschreiten.

Damit stürzte das Tilsiter Bauwerk, das schon längst Risse und Sprünge zeigte und zu Erfurt einer nur äußerlichen Reparatur unterzogen war, in sich zusammen. Das Fundament gemeinsamer Interessen, auf dem man es errichtet hatte, erwies sich doch nicht so fest, wie es anfangs schien. Es existierte eine Art Rivalität zwischen den Kaisern, von denen jeder danach strebte, der erste Mann in Europa zu sein; und beide hatten von dem Bündnis mehr erwartet, als es hielt, beider Hoffnungen waren nur zum Teil realisiert worden. Alexander hatte auf ausgiebigere Unterstützung seiner gegen die Türkei gerichteten Politik und auf stärkere Berücksichtigung seiner hinsichtlich Polens gehegten Wünsche gerechnet, Napoleon aber fühlte sich enttäuscht, da der Zar ihn bei seinem Kampfe gegen England im Stiche ließ. Und das müssen wir als die Hauptursache des Bruches bezeichnen; was Alexander nicht freiwillig gewährte, sollte von ihm erzwungen werden. So stellt sich Napoleons Zug gegen Rußland, diese imposante militärische Völkerwanderung nach dem Osten, als eine Episode des gewaltigen Zweikampfes der Westmächte dar, als eine aufregende Szene in dem welterschütternden Drama des Ringens zwischen England und Frankreich. Die Waffen sollten darüber entscheiden, ob es nur einen Herrn in Europa geben würde. Daß der Wille eines einzelnen es vermochte, die Völker der einen Hälfte des Erdteils gegen diejenigen der anderen in einen Krieg zu peitschen, dessen Opfer voraussichtlich unzählbar sein würden — das ist ein kaum zu überbietender Beweis für die zwingende Gewalt, durch die das Genie stets die Massen seinen Plänen dienstbar zu machen gewußt hat. Als der Kaiser beschloß, gegen den bisherigen Bundesgenossen ins Feld zu ziehen, stand er auf einer Höhe, wie sie seit den römischen Imperatoren kein Sterblicher erklommen hatte; unumschränkter Gebieter Frankreichs und Italiens, war er in der beneidenswerten Lage, auch die meisten anderen Staaten Europas an sich gefesselt zu sehen. Aber seinem durch die Fülle der Erfolge geblendeten Auge war die schmale Grenze nicht mehr erkennbar, die das Mögliche von dem Unmöglichen trennt; er begann die Schranken zu ignorieren, die jedem menschlichen Können gezogen sind. Dem geschwächten Reichskörper, der an der schweren spanischen Wunde blutete, den Riesenkampf gegen Rußland zuzumuten, grenzte an Wahnsinn; aus der Kombination des spanischen und des russischen Krieges konnte sich eine totale Änderung der Weltlage ergeben. Im Jahre 1812 entlud sich das Gewitter, das seit langer Zeit am politischen Himmel stand; was durch die Kometenfackel des verflossenen Jahres den Völkern allabendlich verkündet worden war: Entsetzliches, Erschütterndes — es zog herauf. Die beiden Fürsten, die sich zu Tilsit in die Herrschaft der Welt zu teilen gedacht hatten, traten einander in blutigem Waffengange entgegen; ob die Sklaverei unseres Erdteils verewigt, ob er frei sein sollte — nun mußte sich's entscheiden. Wenn es dem bislang so Siegreichen glückte, auch Rußland gegenüber seine Superiorität zur Geltung zu bringen und durch rücksichtslose Bindung des Zarenreiches an sein System den englischen Handel endgültig lahm zu legen, war er unwidersprochen Herr der Situation; verlief der kühne Zug in die unermeßliche sarmatische Ebene aber unglücklich, dann konnte mit Aussicht auf Erfolg ein Kampf Europas gegen den Gewaltigen beginnen, der erst an den geborstenen Stufen seines zusammenbrechenden Thrones ein Ende fand, und der Menschheit war dann aufs neue die uralte Wahrheit gepredigt, die der große mit der preußischen Königskrone geschmückte Philosoph seinem Volke gegenüber in die Mahnung gekleidet hat:

„In stolzer Reiche Fall und jähem Sturz erblicket
Nicht staunend Götterzorn, der plötzlich Strafe schicket;
Kein vorbestimmter Spruch hat je die Welt gebannt!
Der Weise wägt und sieget,
Der Tor zerschellt. Es lieget
Das Los in unſ'rer Hand."

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Erfurter Tage wurde durch ihn in Schatten gestellt. …versammlung als eine letzte Warnung an Rußland und somit als eine …en; aber sie war vergeblich. Als Alexander die durch den Grafen Narbo… …en Abschluß eines französisch-russischen Handelsvertrages und die strikte …ndgültig ablehnte, gab dieser seinen Truppen Befehl, den Niemen zu über…

Damit stürzte das Tilsiter Bauwerk, das schon lä… …rt einer nur äußerlichen Reparatur unterzogen war, in sich zusammen. …auf dem man es errichtet hatte, erwies sich doch nicht so fest, wie es … …lität zwischen den Kaisern, von denen jeder danach strebte, der erste M… …von dem Bündnis mehr erwartet, als es hielt, beider Hoffnungen waren …der hatte auf ausgiebigere Unterstützung seiner gegen die Türkei gerichtet… …z seiner hinsichtlich Polens gehegten Wünsche gerechnet, Napoleon aber fü… …em Kampfe gegen England im Stiche ließ. Und das müssen wir als di… …as Alexander nicht freiwillig gewährte, sollte von ihm erzwungen werden. …nd, diese imposante militärische Völkerwanderung nach dem Osten, als ein… …r Westmächte dar, als eine aufregende Szene in dem welterschütternden … …d Frankreich. Die Waffen sollten darüber entscheiden, ob es nur einen K… …ille eines einzelnen es vermochte, die Völker der einen Hälfte des Erdt… …Krieg zu peitschen, dessen Opfer voraussichtlich unzählbar sein würden — …für die zwingende Gewalt, durch die das Genie stets die Massen seinen … …Als der Kaiser beschloß, gegen den bisherigen Bundesgenossen ins Feld … …seit den römischen Imperatoren kein Sterblicher erklommen hatte; unum… …ens, war er in der beneidenswerten Lage, auch die meisten anderen Staa… …r seinem durch die Fülle der Erfolge geblendeten Auge war die schmale … …zliche von dem Unmöglichen trennt; er begann die Schranken zu ignor… …zen sind. Dem geschwächten Reichskörper, der an der schweren spanische… …Rußland zuzumuten, grenzte an Wahnsinn; aus der Kombination des s… …te sich eine totale Änderung der Weltlage ergeben. Im Jahre 1812 e… …Zeit am politischen Himmel stand; was durch die Kometenfackel des verflo… …ündet worden war: Entsetzliches, Erschütterndes — es zog herauf. Die b… …schaft der Welt zu teilen gedacht hatten, traten einander in blutigem Wa… …s Erdteils verewigt, ob er frei sein sollte — nun mußte sich's entscheiden. …ckte, auch Rußland gegenüber seine Superiorität zur Geltung zu bringen u… …ches an sein System den englischen Handel endgültig lahm zu legen, war e… …lief der kühne Zug in die unermeßliche sarmatische Ebene aber unglücklich… …n Kampf Europas gegen den Gewaltigen beginnen, der erst an den gel… …Thrones ein Ende fand, und der Menschheit war dann aufs neue die … …mit der preußischen Königskrone geschmückte Philosoph seinem Volke gege…

„In stolzer Reiche Fall …
Nicht staunend Götterzor…
Kein vorbestimmter Spr…
Der Weise wägt …
Der Tor zerschellt …
Das Los in uns'r…

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf